



Leseprobe

Ildefonso Falcones
Das Lied der Freiheit
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 752

Erscheinungstermin: 09. Januar 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Sevilla 1748: Die freigelassene Sklavin Caridad findet Zuflucht bei der Zigeunerfamilie Vega. Hier freundet sie sich mit der schönen Sängerin Milagros an. Beide wissen, was es heißt, einem unterdrückten Volk anzugehören – noch dazu als Frau in einer von Männern beherrschten Welt. Ihre von Schicksalsschlägen gezeichneten Lebenswege führen sie von den sonnenverbrannten Ebenen Andalusiens in die prunkvollen Straßen und Theater der Königsresidenz Madrid.

Idefonso Falcones' opulenter Roman erzählt von Schmerz und Trauer, Liebe und Freundschaft, Hass und Verrat, Sehnsucht und Hoffnung – und von der Freiheit.



Autor

Idefonso Falcones

Idefonso Falcones de Sierra, verheiratet und Vater von vier Kindern, arbeitet als Anwalt in Barcelona. Sein Debütroman „Die Kathedrale des Meeres“ war ein überwältigender internationaler Erfolg. Mit weltweit mehr als sieben Millionen verkauften Büchern hat sich Falcones als der bestverkaufte spanische Autor historischer Romane verewigt. Zuletzt erschien sein Bestseller "Die Pfeiler des Glaubens".

ILDEFONSO FALCONES DE SIERRA, verheiratet und Vater von vier Kindern, arbeitet als Anwalt in Barcelona. Sein Debütroman »Die Kathedrale des Meeres« war ein überwältigender internationaler Erfolg. Mit weltweit mehr als sieben Millionen verkauften Büchern hat sich Falcones als der bestverkaufte spanische Autor historischer Romane verewigt. Zuletzt erschien sein Bestseller
»Die Pfeiler des Glaubens«.

Ildefonso Falcones in der Presse:

»Ildefonso Falcones hat einen Roman voller Leidenschaft und Dramatik verfasst.«

Neues Deutschland

»Ein Buch voller Leidenschaft und Dramatik.«

Passauer Neue Presse

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Ildefonso Falcones

DAS LIED
DER FREIHEIT

Roman

Deutsch von Stefanie Karg



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »La reina descalza«
bei Grijalbo, Random House Mondadori, S.A., Barcelona.

Die Übersetzerin dankt Heike Peetz für ihre Unterstützung
bei der Recherche und Korrektur.

Begriffe wie Negerin, Zigeuner usw. wurden aus Gründen der historischen
Authentizität verwendet; sie entsprechen dem damaligen Sprachgebrauch.
»Elegie des Cantaor« zitiert nach Bernard Leblon (Hrsg.), Flamenco, übersetzt
von Maximilien Vogel, mit freundlicher Genehmigung des Palmyra Verlags,
Heidelberg.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

2. Auflage 2017

Copyright © 2013 by Ildefonso Falcones de Sierra

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

beim C. Bertelsmann Verlag, München,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Umschlagmotiv: arcangel/Nik Keevil; Getty Images/Nick White
und shutterstock/Tamara Kulikova

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10020-1

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Zum Gedenken an meine Eltern

Flamenco bedeutet:
ein anderer Körper,
Seele, Leidenschaften, Gefühle, Triebe und Begierden;
ein anderer Blick auf die Welt,
mit großartigem Gespür;
das Los der Erkenntnis,
Musik in den Nerven,
wilde Unabhängigkeit,
Freude voller Tränen,
und Schmerz, Leben und
Liebe im Schatten;
Hass auf die Routine,
auf die Methode, die einen beschneidet;
sich versenken in Gesang,
in Wein und in Küsse;
in feine Kunst verwandeln das Leben,
voller Launen und Freiheit;
die Ketten der Mittelmäßigkeit nicht gelten lassen;
in allem eine Herausforderung sehen;
sich genießen, sich hingeben, sich spüren,
leben!

TOMÁS BORRÁS, »Elegie des Cantaor«

I

Großartige Göttin

Als sie den Kai schon fast mit dem Fuß berührte, zögerte Caridad. Sie verharrte auf der Laufplanke der Feluke, mit der die Passagiere der *La Reina* ausgebootet wurden, des Kriegsschiffs, das sechs Handelsschiffe mit wertvollen Waren über den Ozean begleitet hatte. Die Frau hob den Blick zu der Wintersonne, die das geschäftige Treiben im Hafen in helles Licht tauchte: Die Ladung eines der Handelsschiffe, das mit ihnen in Havanna aufgebrochen war, wurde gerade gelöscht. Die Sonne stahl sich durch die Ritzen ihres schäbigen Strohhutes und blendete sie. Der Lärm verstörte sie, und sie verkrampte sich ängstlich, als gälte all das Schreien und Rufen ihrer Person.

»He, du da, weiter!«, schnauzte ein Seemann die dunkelhäutige Frau an und drängelte sich rücksichtslos an ihr vorbei.

Caridad stolperte und wäre beinahe ins Wasser gefallen. Schon wollte der Nächste sie überholen, doch da sprang sie ungelenkt auf den Kai, trat zur Seite und blieb wieder stehen, während die Seeleute unter Lachen und Scherzen weiter entluden und gewagte Wetten über die Weiber abschlossen, bei denen sie sich für die lange Ozeanüberfahrt entschädigen würden.

»Genieß deine Freiheit!«, rief ein anderer Mann, als er an der Schwarzen vorbeiging und sich dazu hinreißen ließ, sie heftig in die Oberschenkel zu kneifen.

Seine Gefährten lachten. Caridad reagierte nicht, sie starrte auf den langen schmutzigen Pferdeschwanz, der auf dem Rücken des Matro-

sen hin und her tanzte und dessen Lumpenhemd streifte, bis der Mann sich mit schwankenden Schritten in Richtung der Puerta de Mar verlor.

Freiheit?, fragte sie sich. Welche Freiheit? Sie sah über den Kai hinweg zur Stadtmauer. Die meisten der mehr als fünfhundert Besatzungsmitglieder der *La Reina* drängten sich vor dem Stadttor, wo ein ganzes Heer von Amtspersonen – bestehend aus Vorstehern, Wachleuten und Prüfern – sie auf der Suche nach illegalen Waren filzte und über den Verlauf der Überfahrt befragte. Die Seeleute warteten ungeduldig darauf, die Prozedur hinter sich zu bringen, manche forderten lauthals, unverzüglich durchgelassen zu werden, doch die Inspektoren gaben nicht nach. *La Reina*, die nun majestätisch vor der Insel Trocadero vor Anker lag, hatte in ihrem Schiffsbauch mehr als zwei Millionen Pesos transportiert und fast ebenso viele Silberbarren, aber auch Caridad und ihren Besitzer Don José.

Dieser verdammte Don José! Caridad hatte ihn während der Überfahrt gepflegt. »Schiffspest«, hatten die Männer an Bord gesagt. »Er wird sterben«, waren sie sich einig gewesen. Und er starb tatsächlich, nach einer langen Agonie, während der sich sein Körper Tag um Tag in gewaltigen Schwellungen, Fieberschüben und Blutungen aufzehrte. Einen ganzen Monat lang waren Don José und seine Sklavin in einer kleinen stickigen Kabine eingesperrt, in der es nur eine Hängematte gab. Don José hatte tief in die Tasche gegriffen, damit der Kapitän von der Kajüte im Heck, die von den Schiffsoffizieren gemeinsam genutzt wurde, für ihn und seine Sklavin einen kleinen Raum abteilte.

»Elegua, mach, dass seine Seele niemals Ruhe findet! Elegua, mach, dass sie weiter umherirrt«, hatte Caridad gefleht, während sie in der engen Kabine die machtvolle Gegenwart des Höchsten Wesens gespürt hatte, des Gottes, der das Schicksal der Menschen bestimmte. Und als ob Don José ihre Stimme vernommen hätte, hatte er sie mit grausig finsternen Augen um Mitleid angefleht und Hilfe suchend die Hand nach ihr ausgestreckt. Aber Caridad hatte ihm jeden Trost verweigert. Hatte sie damals nicht auch verzweifelt die Hand ausgestreckt, als man ihr den kleinen Marcelo wegnahm? Und was hatte ihr Herr daraufhin getan? Er hatte dem Vorarbeiter der Tabakplantage befohlen, sie festzuhalten, und einen anderen schwarzen Sklaven angebrüllt, den Kleinen mitzunehmen.

»Sieh zu, dass er Ruhe gibt!«, hatte er drohend auf dem Vorplatz vor dem großen Haus verlangt, wo die Sklaven versammelt waren, um zu erfahren, wer ihr neuer Besitzer werden würde und welches Schicksal sie von nun an erwartete. »Das ist ja nicht auszuhalten ...«

Dann hatte Don José plötzlich geschwiegen. Die Verwunderung war den Sklaven an den Gesichtern abzulesen gewesen. Caridad war es gelungen, sich dem Vorarbeiter zu entwinden, um zu ihrem kleinen Sohn zu laufen, doch sogleich war sie sich ihrer Unvorsichtigkeit bewusst geworden und stehen geblieben. Eine Weile waren nur die verzweifelten Schreie Marcelos zu vernehmen gewesen.

»Soll ich sie auspeitschen, Don José?«, hatte der Vorarbeiter gefragt, als er Caridad wieder am Arm packte.

»Nein«, hatte Don José nach kurzer Überlegung gesagt. »Ich habe keine Lust, sie verletzt mit nach Spanien zu nehmen.«

Cecilio, der große Sklave, hatte Caridad daraufhin losgelassen und den kleinen Marcelo unter dem strengen Blick des Vorarbeiters zur Hütte geschleift. Caridad war auf die Knie gefallen, und ihr Klagen hatte sich mit dem Weinen des Jungen vermischt. Damals hatte sie ihren Sohn zum letzten Mal gesehen. Sie durfte sich nicht einmal von ihm verabschieden, man gestattete ihr nicht ...

»Caridad! Frau, was stehst du da herum?«

Als sie ihren Namen hörte, kehrte sie in die Gegenwart zurück. Es war die Stimme von Don Damián, dem alten Kaplan der *La Reina*, der ebenfalls an Land gegangen war. Sogleich ließ sie ihr Bündel fallen, zog den Hut, senkte den Blick und starrte auf ihre schäbige Kopfbedeckung, die ihre Hände jetzt zerdrückten.

»Du kannst hier nicht auf dem Kai stehen bleiben«, ermahnte der Priester sie und nahm sie am Arm. Die Berührung dauerte nur einen Augenblick, dann löste der Geistliche verwirrt die Hand. »Los«, trieb er sie an, »komm mit!«

Gemeinsam gingen sie zum Stadttor, Don Damián, mit einer kleinen Truhe beladen, und Caridad, das Bündel und den Hut in Händen, den Blick auf die Sandalen des Kaplans geheftet.

»Weg frei für einen Gottesmann!«, forderte der Priester die Seeleute auf, die sich vor dem Stadttor drängten.

Die Menschenmenge trat auseinander, um Platz zu machen. Caridad folgte ihm, schwarz wie Ebenholz, mit gesenktem Kopf, barfuß und mit schleppendem Schritt. Doch das lange graue Hemd aus grobem, rauem Stoff, das ihr als Gewand diente, konnte sie nicht richtig verhüllen: Sie war eine große, wohlgeformte Frau – viele Seeleute sahen auf, um ihr dichtes schwarzes Kraushaar zu betrachten, während andere ihre festen, üppigen Brüste und ihre ausladenden Hüften bewunderten. Der Kaplan ließ sich nicht aufhalten, hob jedoch mahrend die Hand, wenn er Pfiffe oder unverschämte Rufe oder eine allzu dreiste Bemerkung vernahm.

»Ich bin Pater Damián García«, stellte sich der Priester vor und breitete seine Papiere vor einem der Vorsteher aus, sobald sie die Seeleute hinter sich gelassen hatten. »Der Kaplan des Kriegsschiffes *La Reina* der Armada Seiner Majestät.«

Der Amtmann begutachtete die Dokumente.

»Gestatten Padre, dass ich Eure Truhe untersuche?«

»Persönliche Dinge...«, antwortete der Priester und öffnete die Truhe. »Die Waren sind ordnungsgemäß in den Dokumenten verzeichnet.«

Der Vorsteher nickte und fing an, den Inhalt zu durchwühlen.

»Irgendwelche Zwischenfälle während der Überfahrt?«, fragte er, ohne den Priester anzusehen, und wog einen kleinen Tabakriegel in der Hand. »Irgendwelche Begegnungen mit feindlichen Schiffen oder mit Schiffen, die nicht zur Flotte gehören?«

»Nichts dergleichen. Alles ist nach Plan verlaufen.«

Der Vorsteher nickte.

»Eure Sklavin?«, fragte er und deutete auf Caridad, nachdem er offensichtlich die Kontrolle beendet hatte. »Sie steht nicht in den Papieren.«

»Die Frau? Nein. Sie ist frei.«

»Sie sieht aber nicht so aus«, stellte der Vorsteher fest und baute sich vor Caridad auf, die ihr Bündel und ihren Strohhut fest umklammerte.

»Verdammte Negerin, sieh mich an!«, herrschte der Amtmann sie an. »Was versteckst du da?«

Einige der Männer, die mit der Kontrolle der Seeleute beschäftigt waren, unterbrachen ihr Tun und blickten zu der Schwarzen, die reglos, mit gesenktem Kopf vor dem Amtmann stand. Die Seeleute, die den Geistlichen und Caridad vorgelassen hatten, traten näher.

»Nichts. Sie versteckt nichts«, entfuhr es Don Damián.

»Schweigt, Padre! Wer einem Amtmann nicht in die Augen sehen kann, hat etwas zu verbergen.«

»Was soll die Arme schon zu verbergen haben?« Der Priester gab nicht nach. »Caridad, zeig ihm deine Papiere!«

Die Frau wühlte in dem Bündel nach den Dokumenten, die ihr der Schiffsschreiber überreicht hatte, und Don Damián sprach weiter:

»Sie ist in Havanna zusammen mit ihrem Besitzer Don José Hidalgo an Bord gegangen. Ihr Herr wollte in seine Heimat zurückkehren, doch er ist während der Überfahrt gestorben, Gott hab ihn selig.«

Caridad überreichte dem Vorsteher ihre zerknitterten Dokumente.

»Vor seinem Tod«, erklärte nun Don Damián, »hat Don José sein Testament gemacht und darin die Freilassung seiner Sklavin Caridad bestimmt. Hier haben Sie das Schriftstück über die Freilassung, das der Schreiber des Flaggschiffs ausgestellt hat.«

»Caridad Hidalgo«, las der Vorsteher in dem Dokument, in dem der Schreiber den Nachnamen des verstorbenen Besitzers eingesetzt hatte, »auch Cachita genannt, Sklavin von schwarzer Farbe wie das Ebenholz, gesund und von kräftigem Wuchs, mit schwarzem Kraushaar, im Alter von etwa fünfundzwanzig Jahren befindlich.«

»Was hast du da in dem Beutel?«, fragte der Vorsteher, nachdem er die Dokumente gelesen hatte, die Caridads Freiheit bestätigten.

Die Frau öffnete ihr Bündel und zeigte es ihm. Eine alte Decke und eine Jacke aus grobem Flanell. Das war ihr gesamter Besitz: Die Jacke hatte der Plantagenbesitzer ihr im letzten Winter gegeben, die Decke vor zwei Wintern. Zwischen den Stoffsachen verborgen, steckten noch ein paar Zigarren, die sie Don José auf dem Schiff stibitzt hatte. Was, wenn sie die entdecken?, fragte Caridad sich ängstlich. Der Amtmann wollte gerade das Bündel genauer untersuchen, doch als er die alten Kleider sah, verzog er nur angewidert das Gesicht.

»Sieh mich an!«, herrschte er die Schwarze an.

Caridad zitterte am ganzen Leib. Sie hatte noch nie einen weißen Mann angesehen, wenn dieser mit ihr sprach.

»Sie hat Angst«, griff Don Damián ein.

»Ich habe gesagt, dass sie mich ansehen soll!«

»Tu es«, bat der Kaplan.

Caridad hob den rundlichen Kopf mit den kräftigen Lippen, der kurzen Nase und den kleinen braunen Augen und blickte am Vorsteher vorbei in Richtung Stadt.

Der Amtmann runzelte die Stirn und versuchte vergeblich, den flüchtigen Blick der Frau zu erhaschen. »Der Nächste«, sagte er schließlich. Die Anspannung ließ nach, und ein ganzer Trupp Seeleute drängte sich auf ihn zu.

Don Damián, mit Caridad immer dicht auf den Fersen, durchquerte die Puerta de Mar mit den beiden zinnenbesetzten Türmen und betrat die Stadt. Die *La Reina*, mit der sie aus Havanna gekommen waren, ließen sie hinter sich zurück. Der Zweidecker mit mehr als siebenzig Kanonen lag vor Trocadero auf Reede, zusammen mit den sechs Handelsschiffen, die er eskortiert hatte und deren Laderäume mit Waren aus Amerika angefüllt waren: Zucker, Tabak, Kakao, Ingwer, Sarsaparille, Indigo, Koschenille, Seide, Perlen, Schildpatt ... und Silber. Cádiz hatte sie mit Glockengeläut empfangen. Spanien stand mit England im Krieg, deshalb hatte die Ankunft der Waren und der Schätze, die für die Kassen der spanischen Finanzbehörde dringend benötigt wurden, eine festliche Stimmung ausgelöst, die überall in der Stadt zu spüren war.

Das Stadttor und die Iglesia de Nuestra Señora del Pópulo lagen inzwischen hinter ihnen, und als sie die Calle del Juego de Pelota erreichten, scherte Don Damián aus dem Strom der Seeleute, Soldaten und Händler aus und blieb stehen.

»Möge Gott dich begleiten und behüten, Caridad«, sagte er, während er sich zu ihr umdrehte und die Truhe auf den Boden stellte.

Die Frau gab keine Antwort.

»Ich habe zu tun, verstehst du?«, versuchte er sich zu entschuldigen. »Such dir irgendeine Arbeit. Cádiz ist eine reiche Stadt.«

Don Damián unterstrich seine Worte mit einer Handbewegung. Da-

bei streifte er Caridads Unterarm. Er senkte den Kopf. Als er wieder aufsah, blickte er in Caridads braune Augen, die auf ihn geheftet waren, so wie während der Nächte der Überfahrt, als er sich der Sklavin nach dem Tod ihres Besitzers angenommen hatte und sie auf Anweisung des Kapitäns vor der Besatzung versteckt hielt. Ihm drehte sich der Magen um. Ich habe sie nicht angefasst, sagte er sich zum wiederholten Mal. Ja, er hatte sie nie berührt, doch Caridad hatte ihn mit ausdruckslosen Augen betrachtet, und er ... er hatte nicht umhin gekonnt und sich beim Anblick des üppigen Weibes unter seiner Kleidung befriedigt.

Gleich nach Don José's Ableben war das Begräbnisritual durchgeführt worden. Es wurden drei Responsorien gebetet, und dann wurde der Leichnam, mit zwei Wasserkrügen an den Füßen beschwert, in einem Sack über Bord geworfen. Danach ordnete der Kapitän an, dass die improvisierte Kabine wieder abgebaut wurde und der Schreiber das Hab und Gut des Verstorbenen sicherstellte. Don José und Caridad waren die einzigen Passagiere des Flaggschiffs gewesen, Caridad die einzige Frau an Bord.

»Padre«, hatte der Kapitän den Kaplan angewiesen, »Ihr seid dafür verantwortlich, dass die Negerin nicht mit der Besatzung zusammentrifft.«

»Aber ich ...«, hatte Don Damián versucht, sich zu wehren.

»Sie gehört Euch zwar nicht, doch Ihr könnt über den Proviant, den Señor Hidalgo mit an Bord genommen hat, verfügen und sie damit verpflegen«, hatte der Offizier festgestellt, ohne auf Don Damiáns Protest einzugehen.

Don Damián hatte Caridad in seiner winzigen Kabine versteckt gehalten, in der nur Platz für eine Hängematte war, die er tagsüber einholte und zusammenrollte. Die Schwarze schlief auf dem Boden, unter der Hängematte. In den ersten Nächten hatte der Kaplan in der Lektüre der Heiligen Schrift Zuflucht gesucht, doch immer wieder war sein Blick dem flackernden Licht der Kerze gefolgt, das sich wie von selbst von den Seiten des schweren Buches zu lösen schien, um die Frau zu bescheinen, die zusammengerollt ganz in seiner Nähe lag.

Er hatte gegen die Fantasien angekämpft, die ihn beim Anblick von Caridads Beinen überkamen, die unter der Decke hervorlugten, beim

Anblick ihrer Brüste, die sich im Rhythmus ihres Atems hoben und senkten, beim Anblick ihrer Schenkel. Doch dann hatte er, wenn auch widerwillig, begonnen, sich zu berühren. Vielleicht weil die Holzwand, an der die Hängematte festgemacht war, knarrte, vielleicht wegen der Spannung, die in dem engen Raum entstand, jedenfalls hatte Caridad irgendwann die Augen aufgeschlagen. Don Damián hatte gespürt, wie er errötete, und einen Augenblick innegehalten, aber unter Caridads Blick, genau dem ausdruckslosen Blick, mit dem sie jetzt seine Worte vernahm, hatte sich seine Begierde nur vervielfacht.

»Hör auf mich, Caridad«, forderte er sie jetzt nachdrücklich auf. »Such dir Arbeit!«

Dann lud Don Damián seine Truhe auf, kehrte ihr den Rücken zu und machte sich wieder auf den Weg.

Warum nur fühle ich mich schuldig?, fragte er sich, als er kurz stehen blieb, um die Truhe auf die andere Schulter zu heben. Er hätte sie ja auch zwingen können, sagte er sich, wie immer, wenn ihn Schuldgefühle überkamen. Sie war doch nur eine Sklavin. Vielleicht ... vielleicht hätte er ja nicht einmal Gewalt anwenden müssen. Diese schwarzen Sklavinnen waren doch alle hemmungslos! Don José, ihr Besitzer, hatte es doch bei der Beichte zugegeben: Er hatte mit allen Beischlaf gehabt.

»Mit Caridad hatte ich ein Kind«, hatte er gestanden, »vielleicht auch zwei. Aber nein, das wohl doch nicht. Ihr zweites Kind, dieser tölpelige und dumme Junge, war genauso schwarz wie sie.«

»Bereuen Sie?«, hatte der Priester gefragt.

»Weil ich Kinder mit den Negerinnen habe?«, hatte der Plantagenbesitzer entrüstet erwidert. »Padre, ich habe diese kleinen Kreolen immer der Zuckermühle in der Nähe verkauft, und die gehörte Priestern! Die haben sich niemals mit meiner sündigen Seele befasst, wenn sie mir die Kinder abgekauft haben.«

Don Damián ging weiter in Richtung der Kathedrale Santa Cruz. Bevor er in eine Seitenstraße einbog, blickte er zurück. Er konnte Caridad erkennen, an der die Leute vorbeigingen. Sie war zur Seite getreten und lehnte still und in sich versunken an einer Mauer.

Sie wird schon zurechtkommen, sagte er sich und ging rasch wei-

ter. Cádiz war eine reiche Stadt, in der man Händler und Kaufleute aus ganz Europa antraf und in der das Geld säckeweise bewegt wurde. Die Schwarze war eine freie Frau, also musste sie lernen, mit ihrer Freiheit zu leben, und sich eine Arbeit suchen. Als Don Damián eine Stelle erreicht hatte, von der aus man die Bauarbeiten an der neuen Kathedrale, ganz in der Nähe der alten Kathedrale Santa Cruz, deutlich sehen konnte, blieb er stehen. Aber was für eine Arbeit sollte die arme Frau verrichten? Die Unglückliche hatte doch nie woanders als auf einer Tabakpflanzung gearbeitet! Dort hatte sie gelebt, seit englische Sklavenhändler die Zehnjährige aus einem Königreich am Golf von Guinea für fünf lächerliche Stoffballen gekauft hatten, um sie auf dem stets nach frischer Ware gierenden kubanischen Markt weiter zu verschachern. Das hatte Don José Hidalgo dem Kaplan selbst erzählt, als er wissen wollte, warum er ausgerechnet Caridad für diese Reise ausgewählt hatte.

»Sie ist kräftig und ansehnlich«, hatte der Plantagenbesitzer augenzwinkernd erklärt. »Und dazu ist sie offenkundig nicht mehr fruchtbar, was außerhalb der Plantage nur von Vorteil ist. Denn nachdem sie diesen blöden Balg auf die Welt gebracht hat ...«

Don José hatte ihm auch berichtet, dass er Witwer sei und einen Sohn habe, der nach der Universität in Madrid Karriere gemacht hatte. Nun war er nach Madrid unterwegs, um dort seinen Lebensabend zu verbringen. Auf Kuba hatte er in der Nähe von Havanna eine einträgliche Tabakplantage besessen, die er selbst mithilfe von etwa zwanzig Sklaven bewirtschaftete. Die Einsamkeit, das Alter und die zunehmende Konkurrenz der Zuckerfabrikanten, die immer mehr Land für ihre blühende Industrie erwarben, hatten ihn veranlasst, seinen Besitz zu verkaufen und in die Heimat zurückzukehren. Doch nach zwanzig Tagen auf See hatte ihn die Pest befallen und sich wütend in seinen altersschwachen Körper gefressen. Fieber, Ödeme, Flecken auf der Haut, blutendes Zahnfleisch – der Arzt hatte den Patienten bald aufgegeben.

Wie auf den königlichen Schiffen vorgeschrieben, hatte der Kapitän der *La Reina* daraufhin den Schreiber in die Kabine von Don José beordert, um dessen Letzten Willen aufzuzeichnen.

»Ich schenke meiner Sklavin Caridad die Freiheit«, hatte der Kranke geflüstert, bevor er seinen gesamten Besitz seinem Sohn vermachte, den er nicht mehr wiedersehen sollte.

Die Frau hatte nicht einmal ansatzweise den Mund zu einem Lächeln verzogen, als sie von ihrer Freilassung erfuhr, erinnerte sich der Priester, als er jetzt auf der Straße stand.

Sie hatte nie etwas gesagt! Don Damián dachte an seine Bemühungen, Caridad unter den vielen Stimmen herauszuhören, die sonntags bei den Gottesdiensten an Deck beteten, oder auch an ihr verhaltenes Flüstern abends, vor dem Schlafengehen, wenn er sie zum Beten zwang. Was für eine Arbeit sollte diese Frau also hier finden? Der Kaplan wusste, dass fast alle Sklaven, die die Freiheit erhielten, letztlich für ihre ehemaligen Besitzer weiterarbeiteten, für einen erbärmlichen Lohn, mit dem sie kaum das Notwendigste bezahlen konnten, das ihnen zuvor, als Sklaven, sicher zugestanden hatte. Oder aber die Schwarzen waren dazu verdammt, in den Straßen um Almosen zu betteln, immer im Wettstreit mit Unmengen anderer Bettler. Und die waren wenigstens in Spanien geboren, kannten Land und Leute und waren, zumindest manche von ihnen, aufgeweckt und listig. Wie aber sollte Caridad in einer fremden großen Stadt wie Cádiz zurechtkommen?

Don Damián seufzte und strich sich mehrere Male über das Kinn und das wenige Haar, das ihm verblieben war. Dann drehte er sich um, stöhnte, als er sich erneut die Truhe auf die Schulter hob, und schickte sich an, den Weg zurückzugehen. Was soll ich nur tun?, fragte er sich. Er könnte ... Ja, er könnte Caridad Arbeit in der Tabakfabrik vermitteln, denn darauf verstand sie sich.

»Mit den Tabakblättern ist sie sehr geschickt. Sie geht liebevoll und sanft damit um, so wie es sein muss, sie kann die besten Blätter unterscheiden, und sie ist sehr geübt im Zigarrenrollen«, hatte Don José ihm berichtet. Aber das würde bedeuten, dass er um einen Gefallen bitten müsste und dass man womöglich erfuhr, dass er ... Das Risiko, dass Caridad über den Vorfall vom Schiff sprach, konnte er nicht eingehen. In den Fabrikhallen waren an die zweihundert Arbeiterinnen beschäftigt, die ohne Unterlass tuschelten und lästerten, während sie die kleinen Cádiz-Zigarren fertigten.

Caridad lehnte nach wie vor ruhig und schutzlos an der Mauer. Eine Bande Rotzlöffel machte sich über sie lustig, ohne dass die übrigen Passanten eingriffen. Don Damián kam genau in dem Moment bei ihr an, als einer der jungen Burschen einen Stein auf sie werfen wollte.

»Aufhören!«, schrie er.

Der Kerl hielt inne. Die Frau nahm den Hut ab und blickte zu Boden.

Caridad entfernte sich ein wenig von den sieben Passagieren, die mit ihr an Bord des Schiffes gegangen waren, das den Guadalquivir aufwärts nach Sevilla fahren sollte. Müde suchte sie zwischen den Gepäckstücken nach einem Platz, um sich zu setzen. Das Schiff war eine einmastige Tartane, die eine Ladung des geschätzten Olivenöls aus der Flussebene um Sevilla nach Cádiz gebracht hatte.

Von der Bucht von Cádiz segelten sie die Küste entlang nach Sanlúcar de Barrameda an der Mündung des Guadalquivir. Vor Chipiona warteten sie mit anderen Schiffen auf die Flut und günstige Winde, um die so gefährlichen wie gefürchteten Sandbänke von Sanlúcar zu überwinden, die das gesamte Gebiet in einen Schiffsfriedhof verwandelt hatten. Nur wenn alle Voraussetzungen erfüllt waren, gingen die Kapitäne das Wagnis ein und fuhren mit der Flut flussaufwärts, die bis in die Nähe von Sevilla wahrzunehmen war.

»Es ist schon vorgekommen, dass Schiffe hundert Tage warten mussten, um über die Sandbank zu kommen«, erzählte ein Seemann einem prächtig gekleideten Passagier, der sofort einen besorgten Blick auf Sanlúcar und die spektakuläre, sumpfige Küste warf.

Caridad saß zwischen mehreren Säcken an die Reling gelehnt und überließ sich dem Schaukeln der Tartane. Auf dem Meer herrschte angespannte Ruhe, so wie unter den Leuten auf dem Schiff; das Gleiche galt für die übrigen wartenden Schiffe. Aber nicht nur das Warten zehrte an den Nerven, sondern auch die Furcht vor Angriffen durch Engländer oder Korsaren. Als die Sonne unterging, nahm das Wasser eine bedrohlich metallische Farbe an. Die besorgten Gespräche von Besatzung und Reisenden wurden leiser, bis schließlich nur noch ein Flüstern zu vernehmen war. Mit dem Verschwinden der Sonne wurde

offenbar, dass Winter war. Feuchtigkeit nistete sich in Caridads Körper ein und vergrößerte noch ihr Kältegefühl. Sie hatte Hunger und war müde. Sie hatte sich die Jacke übergezogen, die genauso grau und verblichen war wie ihr Gewand. Ihre Erscheinung bildete einen starken Kontrast zu den übrigen Fahrgästen, deren Kleidung ihr luxuriös und bunt vorkam. Caridads Zähne klapperten, und sie bekam eine Gänsehaut, also suchte sie in ihrem Bündel nach der Decke. Ihre Finger berührten eine Zigarre. Sie betastete sie vorsichtig und erinnerte sich sehnsüchtig an ihr Aroma und ihre Wirkung.

Sie hüllte sich fest in die Decke. Don Damián hatte sie auf das Schiff gebracht, das erste, das aus dem Hafen von Cádiz auslaufen sollte.

»Fahr nach Sevilla«, hatte er ihr eingeschärft, nachdem er mit dem Kapitän den Preis ausgehandelt und aus eigener Tasche bezahlt hatte, »nach Triana. Dort gehst du zum Convento de las Mínimas und sagst den Nonnen, dass ich dich schicke.«

Caridad fehlte der Mut, ihn zu fragen, was Triana war oder wie sie das Kloster finden sollte, und der Geistliche hatte sie auf das Schiff gedrängt. Dabei hatte er sich nervös nach links und rechts umgeblickt, als hätte er Angst, jemand könnte sie zusammen sehen.

Caridad schnupperte an der Zigarre, und der Duft versetzte sie nach Kuba. Sie kannte doch nur ihre Hütte und die Plantage und die Zuckermühle, zu der sie jeden Sonntag mit den anderen Sklaven zum Gottesdienst ging, um anschließend bis zur Erschöpfung zu singen und zu tanzen. Von der Hütte zur Plantage, und von der Plantage zur Hütte, Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Wie sollte sie da ein Kloster finden? Wer waren all diese fremden Menschen? Und Marcelo? Was war aus ihm geworden? Und wie mochte es ihrer Freundin María gehen, der Mulattin, mit der sie immer zusammen gesungen hatte? Und all den anderen? Was tat sie da, nachts auf einem fremden Schiff, in einem unbekanntem Land, unterwegs zu einer Stadt, von der sie nicht einmal gewusst hatte, dass es sie gab?

Bei der Erinnerung an Marcelo wurden ihre Augen feucht. Sie tastete in ihrem Bündel nach dem Feuerstein, dem Zunder und einem Stück Stahl. Ob man sie rauchen lassen würde? In der Tabakpflanzung durfte sie das, es war ganz üblich. Während der gesamten Überfahrt hatte sie

wegen Marcelo geweint. Sie war sogar nahe daran gewesen, sich ins Meer zu stürzen, um ihrem Leid ein Ende zu setzen. »Weg da! Willst du vielleicht ins Wasser fallen?«, hatte einer der Matrosen sie gewarnt. Und sie hatte gehorcht und sich von der Reling entfernt.

Hätte sie den Mut aufgebracht, ins Meer zu springen, wenn der Matrose nicht aufgetaucht wäre? Caridad wollte nicht weiter darüber nachdenken. Stattdessen beobachtete sie nun die Männer auf der Tartane. Sie wirkten nervös. Die Flut hatte zwar eingesetzt, doch es kam kein Wind auf. Einige rauchten. Sie schlug geschickt den Stahl gegen den Feuerstein, und es dauerte nicht lange und der Zunder brannte. Wo sollte sie hier den Baumpilz finden, aus dem sie Zunder herstellen konnte? Sie zündete die Zigarre an, inhalierte tief und überlegte, dass sie nicht einmal wusste, wie sie an Tabak gelangen sollte. Der erste Zug beruhigte ihr Gemüt. Die beiden nächsten Atemzüge sorgten dafür, dass sich ihre Muskeln entspannten, und sie überließ sich einem sanften Schwindel.

»Lässt du mich mitrauchen?«

Ein Schiffsjunge war vor ihr in die Hocke gegangen, sein Gesicht war schmutzig, aber fröhlich und freundlich. Eine Weile ließ Caridad sich von dem Lächeln mitreißen, mit dem der Junge auf ihre Antwort wartete. Sie hatte in dem Moment nur Augen für seine weißen Zähne, die genauso strahlten wie die von Marcelo, wenn er sich in ihre Arme warf. Sie hatte noch einen Sohn zur Welt gebracht, dessen Vater Don José war, doch ihr Herr hatte ihn verkauft, sobald der Junge nicht mehr auf die Obhut der zwei alten Frauen angewiesen war, die sich um die Kinder der Sklavinnen kümmerten, während diese arbeiteten. Alle teilten das gleiche Los, denn der Besitzer hatte keine Lust, die Kinder der Sklaven durchzufüttern. Marcelo, ihr zweiter Sohn, dessen Vater ein Schwarzer aus der Zuckermühle war, war anders: eine schwere Geburt, ein Kind mit Problemen. »Niemand wird ihn kaufen«, hatte der Plantagenbesitzer festgestellt, als Marcelo älter wurde und sich seine Unbeholfenheit und Einfältigkeit abzeichneten. Doch ihm wurde zugestanden, auf der Plantage zu bleiben, wie die Hunde oder Hähne oder Schweine, die sie hinter der Hütte aufzogen. »Er wird sterben«, hatten alle vorausgesagt. Doch Caridad hatte es nicht zugelassen und ergeben

die Schläge und Peitschenhiebe eingesteckt, wenn man sie dabei erwischte, dass sie ihm trotzdem zu essen gab. »Wir geben dir das Essen, damit du arbeitest, nicht, damit du einen Idioten fütterst«, hatte der Vorarbeiter sie angebrüllt.

»Lässt du mich mitrauchen?«, bat der Schiffsjunge hartnäckig.

Warum nicht?, überlegte Caridad. Schließlich glich sein Lächeln dem ihres Marcelo. Sie bot ihm die Zigarre an.

»He! Wo hast du denn dieses Wunderwerk aufgetrieben?«, rief der Junge hustend nach dem ersten Zug. »Auf Kuba?«

»Ja«, hörte Caridad sich antworten, während sie die Zigarre wieder an sich nahm und an die Lippen führte.

»Wie heißt du?«

»Caridad«, antwortete sie, in eine Rauchwolke gehüllt.

»Dein Hut gefällt mir.«

Der Junge wartete ungeduldig auf den nächsten Zug. Caridad gab ihm erneut die Zigarre.

»Die Brise ist da!«

Der Ruf des Kapitäns unterbrach die Stille. Auf den anderen Schiffen waren ähnliche Rufe zu vernehmen. Südwind war aufgekommen, ideal, um die Sandbank zu überqueren. Der Schiffsjunge gab Caridad die Zigarre zurück und lief zu den anderen Seeleuten.

»Danke!«, sagte er noch schnell.

Anders als die übrigen Passagiere verfolgte Caridad das aufwendige Manöver nicht, das in dem engen Kanal drei Richtungswechsel erforderlich machte. Im gesamten Mündungsgebiet des Guadalquivir, an Land wie auf den Barkassen, die an den Ufern vertäut lagen, wurden Leuchtfeuer entzündet, um die Schiffe zu leiten. Sollte der Wind abflauen und sie auf der Hälfte der Strecke stehen bleiben, bestand vielfältige Gefahr, endgültig zu stranden. Caridad genoss den angenehmen Kitzel in ihren Muskeln und ließ zu, dass der Tabak ihre Sinne vernebelte. In dem Augenblick, in dem die Tartane in den gefürchteten Kanal einfuhr, an dem backbord der Turm von San Jacinto die Strecke beleuchtete, begann Caridad zu singen. Sie wiegte sich im Rhythmus ihrer Erinnerungen an die sonntäglichen Feste, wenn die Schwarzen aus den verschiedenen Sklavensiedlungen sich nach dem Gottesdienst in der

Baracke der Plantage versammelten, zu der sie mit ihren Besitzern gekommen waren. Dort gestatteten ihnen die Weißen, zu singen und zu tanzen, als wären sie Kinder, die sich austoben und ihre harte Arbeit vergessen müssen. Doch mit jedem Tanzschritt und mit jedem Ton der Batá-Trommeln – der großen Iyá, der Mutter aller Trommeln, der Itótele oder der kleinen Okónkolo – hatten die Schwarzen in Wahrheit ihre eigenen Götter verehrt, die als Jungfrauen und Heilige der Christen maskiert waren.

Nun sang Caridad einfach weiter, ungeachtet der gebieterischen Befehle des Kapitäns und des hektischen Hin und Her der Besatzung. Sie bildete sich ein, sie würde Marcelo in den Schlaf wiegen, sie meinte, sein Haar zu berühren, seinen Atem zu hören, seinen Geruch wahrzunehmen... Sie warf eine Kusshand in die Luft. Der Junge hatte bestimmt überlebt! Gewiss wurde er von dem neuen Besitzer und vom Vorarbeiter beschimpft und geschlagen, aber die Sklaven auf der Plantage mochten ihn. Er lachte immer! Er war ein Junge, der zu allen sanft und gutmütig war. Marcelo wusste nichts von Sklaverei und Herrschaft. Er lebte in Freiheit. Nur zuweilen sah er den Sklaven in die Augen, als verstünde er ihr Leid und wollte ihnen Mut machen, sich von ihren Ketten zu befreien. Einige schenkten Marcelo ein trauriges Lächeln, andere kämpften angesichts seiner Unschuld mit den Tränen.

Caridad zog kräftig an der Zigarre. Bestimmt war er gut versorgt, daran hegte sie keinen Zweifel. Gewiss kümmerte sich María um ihn, die Sklavin, mit der zusammen sie gesungen hatte. Und Cecilio auch, obwohl man ihn gezwungen hatte, ihr den Sohn wegzunehmen. All die Sklaven, die mit den Ländereien verkauft worden waren, würden sich um ihn kümmern. Und ihr Junge war glücklich, das spürte sie. Aber Don José...

»Möge seine Seele niemals Ruhe finden!«, fluchte Caridad.

Triana lag auf der anderen Seite des Guadalquivir, außerhalb der Mauern von Sevilla. Diese Vorstadt war mit der Stadt über eine alte maurische Brücke verbunden, die auf zehn Barkassen ruhte, die im Flussbett ankerten und mit zwei schweren Eisenketten sowie mehreren Tauen von Ufer zu Ufer gesichert waren. Triana, wegen seiner Verteidigungsfunktion auch die »Wächterin von Sevilla« genannt, erlebte seine Blüte in der Zeit, in der Sevilla das Monopol für den Handel mit Amerika besaß; doch die nautischen Probleme, die die Versandung des Flusses verursachte, legten es Anfang des Jahrhunderts nahe, die Casa de Contratación, die königliche Behörde, die den Handel und den Schiffsverkehr mit den Kolonien in Amerika kontrollierte, nach Cádiz zu verlegen, was zu einem beträchtlichen Rückgang der Bevölkerungszahl und zum Verfall zahlreicher Gebäude führte. Die etwa zehntausend Bewohner von Triana lebten zum größten Teil auf einer beschränkten Fläche entlang des rechten Flussufers, die auf der anderen Seite von der Cava begrenzt wurde. Dieser Graben hatte zu Kriegzeiten, von den Wassern des Guadalquivir durchströmt, als erste Verteidigungslinie der Stadt gedient und die Vorstadt zur Insel gemacht. Jenseits des Grabens lagen verstreut ein paar Klöster, Einsiedeleien und Häuser sowie die weite, fruchtbare Ebene von Triana.

In einem dieser Klöster, dem Convento de Nuestra Señora de la Salud, lebten die Miniminen, die Nonnen eines bescheidenen Ordens, die ein Schweigegelübde abgelegt hatten und ihr Leben in strenger Askese der Kontemplation und dem Gebet widmeten. Hinter dem Kloster, in Richtung der Calle de San Jacinto, lag die kleine Sackgasse Callejón de San Miguel mit dreizehn Gemeinschaftshöfen, in denen

etwa fünfundzwanzig Familien lebten. Einundzwanzig dieser Familien waren Zigeunerfamilien, mit Großeltern, Söhnen und Töchtern, Onkeln und Tanten, Cousins und Cousinen, Nichten und Neffen, Enkeln und sogar Urenkeln. Alle diese einundzwanzig Familien betrieben Schmiedewerkstätten. In Triana gab es noch weitere Schmieden, die größtenteils Zigeunern gehörten, die bereits Jahrhunderte vor der Migration nach Europa in Indien oder in den armenischen Bergen aus diesem Beruf eine Kunst gemacht hatten. Doch der Callejón de San Miguel war das Zentrum der Schmiede und Kesselschmiede von Triana. Auf diese Gasse öffneten sich die Gemeinschaftshöfe, die im 16. Jahrhundert, während der Blütezeit der Vorstadt, errichtet worden waren. Einige waren nicht mehr als einfache Sackgassen mit ärmlichen ein- und zweistöckigen kleinen Häusern; andere waren zwei- oder dreistöckige, ineinander verschachtelte Gebäude um einen zentralen Patio, zu deren oberen Stockwerken man über offene Gänge mit Balustraden aus Holz oder Schmiedeeisen gelangte. Fast ausnahmslos handelte es sich um bescheidene Behausungen mit einem oder höchstens zwei Zimmern, wo in einer kleinen Nische auf einem Kohlenfeuer gekocht wurde, sofern es im Patio oder in der kleinen Sackgasse keine Feuerstelle für den allgemeinen Gebrauch sämtlicher Bewohner des Gemeinschaftshofes gab. Die Becken zum Waschen und die Latrinen, falls vorhanden, befanden sich im Patio und wurden von allen gemeinsam benutzt.

Anders als in den Wohngebäuden in Sevilla, wo sich in den Patios tagsüber nur Frauen und spielende Kinder aufhielten, herrschte in Triana in den Gemeinschaftshöfen der Schmiedehandwerker den ganzen Tag über geschäftiges Treiben, da die Werkstätten stets im Erdgeschoss lagen. Das unentwegte Hämmern auf dem Amboss hallte aus jeder Schmiede und vermischte sich in der Gasse zu einem eindringlichen metallischen Getöse; der Rauch der Kohlenfeuer, der meistens über die Patios oder gleich durch die Türen der einfachen Werkstätten ohne Schornsteine hinausquoll, war von überall in Triana aus zu sehen. Und im gesamten Callejón, immer von Getöse und Rauch umgeben, herrschte ein munteres Durcheinander von Männern, Frauen und spielenden Kindern, ein lebhaftes Lachen, Schwatzen, Rufen und Streiten. Zuweilen jedoch verstummten all diese Leute und hielten ange-

spannt vor den Türen der Werkstätten inne: ein Vater, der seinen Sohn an der Schulter festhielt, ein alter Mann, der die Augen schloss, Frauen, die ihren Tanz unterbrachen, wenn sie den Klang eines Martinete hörten – den traurigen Gesang der Schmiede, der nur von dem monotonen Hämmern begleitet war, an dessen Rhythmus er sich anpasste, ein eigentümlicher Gesang, der sie schon immer, zu allen Zeiten und an allen Orten, begleitet hatte. Aus dem Klagen der Schmiede und dem Hämmern entstand dabei eine wunderbare Symphonie, die bei den Zuhörern eine Gänsehaut hervorrief.

An jenem 2. Februar 1748, an Mariä Lichtmess, jedoch stand die Arbeit in den Schmieden still. Einige wenige Zigeuner besuchten den Gottesdienst der Iglesia de San Jacinto und gingen zur Virgen de la Candelaria, um bei dieser Marienfigur die Kerzen segnen zu lassen, die ein wenig Licht in ihre Behausungen brachten; vor allem aber wollten sie Konflikte mit den gläubigen Nachbarn in Triana vermeiden, insbesondere mit den Priestern, Mönchen und Inquisitoren, denn für diesen Tag galt eine strikte Ruhepflicht.

»Behüte das Mädchen vor den Begierden der Payos«, knurrte eine heisere Stimme.

Die in Caló, der Sprache der Zigeuner, ausgesprochene Warnung erscholl in einem Patio im Callejón. Mutter und Tochter blieben stehen. Keine der beiden war überrascht, auch wenn sie nicht wussten, woher genau die Stimme kam. Sie erforschten mit ihren Blicken den Patio, bis Milagros in einer halbdunklen Ecke den silbrigen Schimmer der Knöpfe an der himmelblauen kurzen Jacke ihres Großvaters entdeckte. Dort stand er, aufrecht und still, mit gerunzelter Stirn und verlorenem Blick, wie üblich; auch beim Sprechen hatte er auf seiner kleinen erloschenen Zigarre herumgekaut. Das Mädchen, eine hübsche Vierzehnjährige, lächelte ihm zu und vollführte eine anmutige Drehung; der lange blaue Rock, der Unterrock und die grünen Tücher wirbelten zum Klimpern ihrer Halsketten durch die Luft.

»Alle in Triana wissen, dass ich Ihre Enkelin bin.« Beim Lachen leuchteten die weißen Zähne in ihrem Gesicht, das genauso dunkel war wie das ihrer Mutter und das ihres Großvaters. »Wer würde sich an mich heranwagen?«

»Die Wollust ist blind und tollkühn, Mädchen. Viele würden ihr Leben riskieren, um dich zu bekommen. Dann bliebe mir nichts anderes übrig, als dich zu rächen, und es gäbe nicht genügend Blut, um den Schmerz zu heilen. Vergiss das nie!«, fügte er, an die Mutter gewandt, hinzu.

»Ja, Vater«, pflichtete diese ihm bei.

Beide erwarteten einen Abschiedsgruß, eine Geste, ein Zeichen, doch der Großvater blieb erhobenen Hauptes in der Ecke stehen, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Schließlich zog Ana ihre Tochter am Arm, und sie verließen das Gebäude. Es war ein kalter Morgen. Der Himmel zeigte sich bewölkt und verhieß Regen, was allerdings die Bewohner von Triana nicht davon abzuhalten schien, sich zur Segnung ihrer Kerzen zur Iglesia de San Jacinto zu begeben. Zudem wollten auch viele Sevillaner das Kirchenfest nicht versäumen; mit dicken, langen Kerzen auf dem Rücken gelangten sie entweder über die Schiffsbrücke nach Triana, oder sie setzten mit einem der vielen Kähne über den Guadalquivir. Der Menschenauflauf verhieß einen einträglichen Tag, dachte Ana, bevor sie wieder an die Warnungen ihres Vaters dachte. Sie drehte sich zu Milagros um und beobachtete, wie stolz und aufrecht ihre Tochter ging und dabei stets alles im Blick hatte. Wie es sich für eine richtige Zigeunerin gehört!, stellte sie zufrieden fest. Ihre Tochter war nicht zu übersehen. Die kastanienbraune Mähne fiel ihr auf den Rücken, wo sie sich mit den grünen Fransen des Schultertuchs vermischte. Hier und dort steckte im Haar zudem noch ein buntes Band oder eine Perle; große silbrige Kreolen prangten an ihren Ohren, und Perlen- und Silberketten bewegten sich auf ihrem jugendlichen Busen, der in dem weiten und gewagten Ausschnitt ihrer weißen Bluse gefangen war. Der blaue Rock umhüllte eng ihre schmale Taille und reichte fast bis zu ihren nackten Füßen. Ein Mann musterte sie aus dem Augenwinkel. Milagros bemerkte es sofort, wie eine Katze, und drehte sich zu ihm um; die wie gemeißelten Gesichtszüge des Mädchens wurden sanft, und die dichten Augenbrauen schienen ein Lächeln zu überwölben. Also gehen wir es an, sagte sich die Mutter.

»Soll ich dir die Zukunft vorhersagen, junger Mann?«

Eigentlich wollte der kräftige Mann weitergehen, doch Milagros

lächelte ihm freimütig zu und trat so nah an ihn heran, dass sie ihn fast mit ihren Brüsten streifte.

»Ich sehe eine Frau, die dich begehrt«, begann die junge Zigeunerin und sah ihm fest in die Augen.

Ana gelangte gerade rechtzeitig zu ihrer Tochter, um diese letzten Worte zu hören. Eine Frau ... Was für einen Wunsch sollte dieser Mann sonst haben, der eine kleine Kerze trug? Er war groß gewachsen und wirkte gesund, lebte aber offensichtlich allein. Der Mann zögerte mehrere Sekunden, bevor er sich mit der anderen Zigeunerin befasste, die hinzugetreten war: Sie war älter, aber genauso ansehnlich und stolz wie das Mädchen.

»Willst du nicht mehr wissen?« Milagros zog die Aufmerksamkeit des Mannes wieder auf sich, indem sie tiefer in seine Augen blickte, in denen sie bereits Interesse entdeckt hatte. Sie versuchte, seine Hand zu ergreifen. »Du begehrt diese Frau doch, nicht wahr?«

Die Zigeunerin spürte, wie ihr Opfer nachgab. Mutter und Tochter kamen schweigend überein: leichte Arbeit. Ein verzagter, schüchterner Mann – er hatte versucht, ihren Blicken auszuweichen – in einem derben Körper. Bestimmt ging es um eine Frau, immer ging es um irgendeine Frau. Sie mussten ihn nur ermutigen, ihn anstacheln, damit er seine Scheu überwand.

Milagros war großartig, überzeugend. Mit dem Finger fuhr sie die Linien seiner Hand nach, als verkündeten sie tatsächlich die Zukunft des unbedarften Mannes. Ihre Mutter beobachtete sie stolz und belustigt zugleich. Für ihre Ratschläge erhielten sie ein paar Kupfermünzen. Dann wollte Ana dem Mann noch eine Zigarre aus ihren Schmuggelbeständen verkaufen.

»Zum halben Preis wie in den Tabakläden in Sevilla«, bot sie an. »Wenn du keine Zigarren magst, ich habe auch Schnupftabak, beste Qualität, ganz sauber, ohne Erde.« Milagros versuchte den Mann zu überzeugen, indem sie ihr Schultertuch zurückschlug, unter dem sie die Ware am Leib versteckt trug. Doch er setzte nur ein dümmliches Lächeln auf, als würde er in Gedanken bereits der Frau den Hof machen, die er bislang noch nicht anzusprechen gewagt hatte.

Den ganzen Tag über schwirrten Mutter und Tochter in der Men-

schenmenge hin und her, die sich zwischen der Plaza del Altozano am Castillo de San Jorge und der Iglesia de San Jacinto drängte, dem Gotteshaus, das auf der ehemaligen Ermita de la Candelaria errichtet worden war. Ihr Geschäft waren das Wahrsagen und der Tabakverkauf, immer auf der Hut vor den Wachen sowie vor den anderen Zigeunerrinnen, die die unachtsamen Menschen bestahlen. Viele dieser Frauen gehörten zu ihrer eigenen Großfamilie. Ana und ihre Tochter jedoch brauchten solche Risiken nicht einzugehen – der Tabak verschaffte ihnen ausreichend Gewinn.

Deshalb versuchten sie auch, sich abseits der Menschenmenge zu halten, als Fray Joaquín von den Dominikanern unter freiem Himmel seine Predigt an der Stelle begann, an der später das Tor zur neuen Kirche stehen sollte. Die gottesfürchtigen Sevillaner, die sich auf dem Vorplatz drängten, waren indes weder für Wahrsagen noch für Tabak zu haben. Viele waren eigens nach Triana gekommen, um wieder einmal eine Predigt des streitbaren Dominikanermönchs zu hören. Von der improvisierten Kanzel im Freien ging Fray Joaquín mit seinen Ideen sogar noch weiter als der Benediktiner Fray Benito Jerónimo Feijoo. Fray Joaquín prangerte in seiner Predigt, die er mit lauter Stimme auf Spanisch und ohne ein Wort Latein hielt, die überkommenen Überzeugungen der Spanier an. Er reizte die Zuhörer, indem er die Tugend der Arbeit, sogar die mechanische oder die handwerkliche, gegen den falsch verstandenen Ehrbegriff verteidigte, der die Spanier zu Faulenzerei und Müßiggang anhielt. Er appellierte an den Stolz der Frauen, indem er die klösterliche Erziehung in Zweifel zog und von ihrer neuen Rolle in der Gesellschaft und in der Familie sprach. Er bekräftigte ihren Anspruch auf Bildung und die Rechtmäßigkeit ihres Wunsches auf eine eigenständige geistige Entwicklung. Für ihn war die Frau keine Dienerin des Mannes mehr, und ebenso wenig sollte sie weiterhin als unvollkommener Mann angesehen werden. Die Frau war keineswegs von Natur aus schlecht! Die Ehe sollte auf Gleichheit und gegenseitigem Respekt beruhen. Fray Joaquín behauptete – im Einklang mit anderen großen Denkern –, der Verstand habe kein Geschlecht, er sei weder männlich noch weiblich. Die Menschen drängten sich, um ihn zu verstehen, und genau das war der Moment, wie Ana und Milagros sehr wohl wussten,

in dem die Zigeunerinnen die Begeisterung der Zuhörer ausnutzten, um deren Taschen zu leeren.

Nun näherten sich Ana und ihre Tochter, so gut es ging, der Stelle, von der aus Fray Joaquín zu der Menschenmenge sprach. Der Geistliche wurde von den etwa zwanzig Dominikanermönchen begleitet, die im Convento de San Jacinto lebten. Einige von ihnen sahen hin und wieder zum bleiernen Himmel auf, aus dem jedoch kein Tropfen fiel – Regen hätte das kirchliche Fest zerstört.

»Ich bin das Licht der Welt!«, rief Fray Joaquín mit lauter Stimme, um sich Gehör zu verschaffen. »Das waren die Worte, die uns Unser Herr, Jesus Christus, verkündet hat. Er ist unser Licht! Er ist das Licht, das in all den Kerzen gegenwärtig ist, die ihr bei euch führt und die auch Licht in ...«

Milagros achtete nicht auf die Predigt. Sie starrte den Mönch an, der bald auf Mutter und Tochter aufmerksam wurde. Die bunten Gewänder der beiden Zigeunerinnen waren in dem Menschaufmarsch nicht zu übersehen. Fray Joaquín zögerte. Für einen Moment verlor er den Faden, und seine Gesten zeigten keine Wirkung mehr auf die Gläubigen. Milagros spürte, dass er sich vergeblich bemühte, nicht zu ihr zu sehen. Doch so sehr er sich auch anstrengte, manchmal konnte er nicht umhin, und sein Blick verweilte gleich mehrere Sekunden auf ihr. Bei diesen Gelegenheiten zwinkerte Milagros ihm zu, und Fray Joaquín geriet ins Stottern; ein anderes Mal streckte sie ihm sogar die Zunge heraus.

»Mädchen!«, rügte Ana ihre Tochter und versetzte ihr einen Stoß mit dem Ellbogen. Anschließend blickte sie mit entschuldigender Miene zu dem Geistlichen. Fray Joaquín indes gelang es, von Milagros' Angriffen befreit, wieder zu glänzen. Als er geendet hatte, entzündeten die Gläubigen ihre Kerzen an dem Feuer, das die Mönche vorbereitet hatten. Dann löste sich die Menschenmenge allmählich auf, und die beiden Frauen gingen wieder ihren Geschäften nach.

»Was sollte das?«, wollte die Mutter wissen.

»Ich mag es, wenn ...«, begann Milagros und unterstrich ihre Worte mit einer koketten Geste. »Ich mag es, wenn er sich verspricht, wenn er stottert und rot wird.«

»Aber warum denn? Er ist ein Geistlicher!«

Das Mädchen musste einen Moment nachdenken.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Milagros. Sie zuckte mit den Schultern und bedachte ihre Mutter mit einer belustigten Grimasse.

»Fray Joaquín hat Respekt vor deinem Großvater, und deswegen wird er auch dir mit Respekt begegnen, aber du darfst nicht mit Männern spielen! Auch nicht, wenn sie Geistliche sind«, beendete die Mutter ihre Warnung.

Wie nicht anders erwartet, wurde es ein einträglicher Tag, und Ana konnte all den geschmuggelten Tabak verkaufen, den sie zwischen ihren Gewändern verborgen hielt. Inzwischen kehrten die Bewohner von Sevilla über die Brücke oder mit den Fährkähnen in die Stadt zurück. Womöglich hätten sie noch dem einen oder anderen Passanten wahrsagen können, doch die schwindenden Menschenmassen offenbarten die Anwesenheit von allzu vielen Zigeunerinnen: sichtlich betagte Frauen, junge Frauen, zahlreiche halb nackte, nur mit Lumpen bekleidete Kinder, die alle das gleiche Ziel hatten. Ana und Milagros erkannten die Frauen aus dem Callejón de San Miguel wieder, Familienangehörige der Schmiede, aber auch viele Zigeunerinnen, die in den Elendshütten in der Nähe der Gärten des Kartäuserklosters lebten, das bereits in der Ebene vor Triana lag. Diese Zigeunerinnen belagerten immer noch hartnäckig die Leute, um ein Almosen zu erhaschen, sie versperrten ihnen den Weg und zerrten an ihren Gewändern, während sie einen Gott anriefen, an den sie nicht glaubten, und eine ganze Reihe Märtyrer und Heilige bemühten, deren Namen sie auswendig gelernt hatten.

»Ich glaube, für heute ist es genug, Milagros«, meinte die Mutter, als sie einem Paar den Weg frei machte, das einer Gruppe aufdringlicher Zigeunerinnen entgehen wollte.

Ein Rotzlöffel mit dreieckigem Gesicht und schwarzen Augen, der die beiden Sevillaner verfolgte, stieß mit ihr zusammen, während er noch immer die Tugenden der heiligen Rufina beschwor.

»Hier, nimm!«, sagte Ana und gab ihm eine Kupfermünze.

Sie waren schon auf dem Rückweg, als sie feststellen mussten, dass die Mutter des kleinen Zigeunerjungen das Geldstück von diesem einforderte.

Im Callejón brodelte es. Für alle war es ein einträglicher Tag gewesen, denn an solchen religiösen Feiertagen waren die Bewohner von Sevilla besonders milde gestimmt. Männer plauderten in Gruppen in den offenen Türen, sie tranken Wein, rauchten und spielten Karten. Eine Frau zeigte ihrem Mann ihre Einkünfte, und zwischen den beiden entspann sich eine Diskussion, als er versuchte, das Geld für sich zu behalten. Milagros verabschiedete sich von ihrer Mutter und schloss sich einer Gruppe Mädchen an. Ana wiederum musste die Einkünfte aus ihrem Tabakhandel mit ihrem Vater abrechnen. Sie sah sich zwischen den anderen Männern nach ihm um. Doch sie konnte ihn nicht entdecken.

»Vater?«, rief sie laut, nachdem sie in den Patio des Hauses getreten war, in dem sie wohnten.

»Er ist nicht da.«

Ana drehte sich um und entdeckte im Türrahmen José, ihren Mann.

»Wo ist er denn?«

José zuckte die Schultern und machte mit einer Hand eine abschätzig Bewegung; in der anderen Hand hielt er einen Krug mit Wein. Seine Augen glänzten.

»Er ist kurz nach euch verschwunden. Bestimmt ist er zur Siedlung, um seine Verwandten zu treffen, wie immer.«

Ana schüttelte den Kopf. Sollte ihr Vater tatsächlich dort sein? Zuweilen hatte sie ihn schon in der Zigeunersiedlung hinter dem Kartäusergelände gesucht, ihn aber nicht gefunden. Würde er noch in der Nacht zurückkommen? Oder, wie so oft, erst nach einigen Tagen? Und in welchem Zustand?

Sie seufzte.

»Er kommt immer zurück«, blaffte José sie voller Sarkasmus an.

Seine Frau richtete sich auf, ihre Gesichtszüge verhärteten sich, und sie runzelte die Stirn.

»Leg dich bloß nicht mit ihm an!«, drohte sie leise. »Das habe ich dir schon oft gesagt.«

Ihr Mann verzog nur das Gesicht und kehrte ihr den Rücken zu.

Ja, er kam immer zurück. José hatte recht. Doch was machte er, wenn er nicht zu den Zigeunern beim Kartäuserkloster ging? Melchor berich-

tete niemals davon, und sobald sie nachhakte, zog er sich in seine unergründliche eigene Welt zurück. Wie anders war er doch gewesen, als sie ein Kind war! Ana konnte sich noch gut an ihren Vater von damals erinnern, an einen stolzen, hochmütigen und unerschütterlichen Mann, einen Menschen, bei dem sie immer Zuflucht fand. Doch als sie etwa zehn Jahre alt war, nahmen ihn die Häscher der Tabakwache fest, die den Schmuggel mit Tabak verfolgten. Es ging damals nur um ein paar Pfund Tabakblätter, und zudem wurde er zum ersten Mal erwischt. Eigentlich hätte die Strafe niedrig ausfallen müssen, doch Melchor Vega war Zigeuner, und man hatte ihn außerhalb eines der Dörfer festgenommen, die der König als Aufenthaltsorte für Zigeuner bestimmt hatte. Darüber hinaus trug er die Tracht der Zigeuner, ein ebenso teures wie auffälliges Gewand, das über und über mit Metall- und Silberplättchen bedeckt war; er führte seinen Stock mit sich, der ihn als Familienoberhaupt auswies, und auch sein Messer; zudem trug er Ohrschmuck; und dann beteuerten noch mehrere Zeugen, dass er Caló gesprochen habe. All das war verboten, ganz abgesehen davon, dass er den Finanzrat des Königreichs um Steuern betrogen hatte. Zehn Jahre Galeere. Das war die Strafe, die er erhielt.

Ana spürte, wie sich ihr Magen bei der Erinnerung an den Leidensweg verkrampfte, den sie mit ihrer Mutter während des Prozesses erlebte, vor allem während der Jahre von der Urteilsverkündung bis zu dem Tag, an dem ihr Vater tatsächlich in Puerto de Santa María an Bord einer der königlichen Galeeren gebracht wurde. Ihre Mutter hatte keinen Tag, keine Stunde, keine Minute aufgegeben. Und das hatte sie das Leben gekostet. Anas Augen wurden feucht, wie immer, wenn sie sich an diese Zeit erinnerte. Sie sah ihre Mutter wieder vor sich, wie sie erniedrigt um Barmherzigkeit bettelte, wie sie Richter, Amtsmänner und Gefängnisaufseher um Gnade bat. Sie flehte Priester und Mönche an, sich für ihn einzusetzen, Dutzende Personen, die ihnen selbst den Gruß verweigerten. Sie versetzten, was sie nicht besaßen. Sie stahlen, sie betrogen, sie prellten, um die Schreiber und Advokaten zu bezahlen. Sie hungerten, um einen Kanten trockenes Brot in das Gefängnis bringen zu können, wo ihr Vater, wie so viele andere, auf das Ende des Prozesses und die Verkündung des Urteils wartete. Manche Gefangene schnitten

sich während dieser grausamen Wartezeit eine Hand oder sogar einen Arm ab, um nicht auf der Galeere zu enden und dort einem langsamen wie sicheren, so schmerzhaften wie elendigen Tod entgegenzusehen.

Doch Melchor Vega hatte diese Folter überlebt. Ana trocknete sich die Augen mit den Ärmeln. Ja, das hatte er! Und eines Tages, als schon niemand mehr damit gerechnet hatte, war er wieder in Triana aufgetaucht, ausgemergelt, zerlumpt, geknickt, niedergeschlagen, mit schleppendem Gang, doch mit ungebrochenem Stolz. Er wurde zwar nie wieder der Vater, der ihr durch das Haar fuhr, wenn sie nach einem Streit unter Kindern bei ihm Trost gesucht hatte. Denn genau das hatte er getan! Er hatte ihr über das Haar gestrichen und sie liebevoll angesehen, um sie ohne Worte daran zu erinnern, wer sie war, nämlich eine Vega, eine Zigeunerin! Das schien das einzig Wichtige zu sein. Dieser Stolz auf ihre Herkunft, den hatte Melchor auch versucht, seiner Enkelin Milagros einzutrichern. Kurz nach seiner Rückkehr hoffte ihr Vater, dass Ana noch einen Jungen zur Welt bringen würde. »Und wann kommt dein Sohn?«, fragte Melchor immer wieder. Und José, ihr Mann, fragte sie auch ohne Unterlass: »Wann bist du endlich wieder schwanger?« Es war, als ob der gesamte Callejón de San Miguel einen Jungen herbeisehnte. Josés Mutter, seine Tanten, seine Cousinen ... sogar die Frauen der Familie Vega in der Siedlung beim Kartäuserkloster! Alle bedrängten sie mit der Frage, doch es sollte nicht sein.

Ana wandte den Kopf zu der Stelle, an der José nach ihrem kurzen Wortwechsel verschwunden war. Anders als ihr Vater hatte ihr Mann das nicht verkraftet, für ihn bedeutete es Scheitern und Erniedrigung, und nach und nach verschwanden die wenige Zärtlichkeit und Ehrerbietung aus dieser Ehe, die die Familien Vega und Carmona einst ausgehandelt hatten, bis sie durch den untergründigen Groll ersetzt wurden, der sich in ihrem harten Umgang miteinander zeigte. Melchor überschüttete Milagros mit all seiner Zärtlichkeit, und als er sich damit abgefunden hatte, dass es keinen Sohn geben würde, tat dies auch José. Ana wurde somit zur Zeugin im Wettstreit der beiden Männer und stand dabei stets auf der Seite ihres Vaters, den sie weitaus mehr liebte und schätzte als ihren Mann.

Inzwischen war es Nacht geworden. Wo Melchor wohl steckte?

Der Klang einer Gitarre holte Ana aus ihren Gedanken. Hinter sich, im Callejón, hörte sie, wie Leute hin und her liefen, wie Stühle und Bänke gerückt wurden.

»Fiesta!«, rief eine Kinderstimme.

Eine zweite Gitarre schloss sich der ersten an und versuchte, sich deren Melodie anzupassen. Kurz darauf war das Klappern von Kastagnetten zu vernehmen, dann fielen nach und nach immer mehr Kastagnetten ein und schließlich auch eine alte Metallrassel; alle schienen sich vorzubereiten, ohne Absprache oder Harmonie, so als wollten sie vorerst nur die Finger lockern, die später Tanz und Gesang begleiten sollten. Noch mehr Gitarren. Das Räuspern einer Frau, mit der gebrochenen Stimme des Alters. Ein Tamburin. Ana dachte an ihren Vater und daran, wie sehr er den Tanz liebte. Er kommt immer zurück, versuchte sie sich selbst einzureden. Das stimmte doch, oder? Schließlich war er ein Vega!

Als sie auf den Callejón trat, waren die Zigeuner bereits um ein Feuer versammelt.

»Los geht's!«, ermutigte ein alter Mann, der vor dem Feuer saß, die anderen.

Alle Instrumente verstummten. Nur eine Gitarre, in den Händen eines jungen Mannes mit fast schwarzer Hautfarbe und mit einem schwarzen Pferdeschwanz, schlug die ersten Takte eines Fandango an.

Der Schiffsjunge, mit dem Caridad ihre Zigarre geteilt hatte, hatte sie begleitet. Die Tartane hatte in Triana an einem Landungssteg angelegt, hinter dem Hafen der Garnelenfischer, um Waren für die Vorstadt abzuladen.

»So, hier steigst du aus«, befahl der Kapitän der Schwarzen.

Der Junge lächelte Caridad an. Während der Schiffsfahrt hatten sie mehrmals zusammengesessen und geraucht. Unter dem Einfluss des Tabaks hatte Caridad schließlich auch verhalten und wortkarg die Fragen des Jungen beantwortet und Gerüchte widerlegt, die über dieses ferne Land im Umlauf waren: Kuba. Gab es dort tatsächlich einen so gewaltigen Reichtum? Was war mit den vielen Zuckerrohrplantagen? Und lebten dort wirklich so viele Sklaven, wie immer gesagt wurde?

»Eines Tages werde ich mit einem der großen Schiffe fahren!«, verkündete der Junge und ließ seiner Fantasie freien Lauf. »Und zwar als Kapitän! Ich werde über den Ozean fahren und Kuba kennenlernen.«

Als die Tartane anlegte, wartete Caridad, wie schon in Cádiz, zögerlich auf dem schmalen Stück Land zwischen dem Flussufer und der ersten Häuserreihe von Triana, von denen einige so nah am Guadalquivir standen, dass der Fluss die Fundamente frei gespült hatte. Einer der Lastenträger befahl ihr lautstark, zur Seite zu gehen, damit er einen großen Sack ausladen konnte. Bei dem Ruf wurde der Kapitän aufmerksam, er stand an der Reling und schüttelte den Kopf. Sein Blick kreuzte sich mit dem des Schiffsjungen, der seinerseits Caridad beobachtete. Die beiden Männer wussten, welches Schicksal dieser schwarzen Frau bevorstand.

»Du hast fünf Minuten«, gestand der Kapitän dem Jungen zu.

Der Schiffsjunge bedankte sich lächelnd für die Erlaubnis, sprang an Land und zog Caridad mit sich.

»Lauf. Los, schnell hinter mir her!«, drängte er sie. Ihm war bewusst, dass der Kapitän ihn an Land zurücklassen würde, wenn er nicht rechtzeitig zurück wäre.

Sie ließen die erste Häuserzeile hinter sich und gelangten zur Iglesia de Santa Ana. Dann liefen sie noch zwei Straßenzüge weiter und entfernten sich immer weiter vom Fluss. Der Schiffsjunge zog Caridad sichtlich nervös hinter sich her und wich den Passanten aus, die das Gespann befremdet betrachteten; schließlich hielten sie vor der Cava.

»Dort ist das Kloster der Miniminen«, erklärte der Junge und zeigte auf ein Gebäude auf der anderen Seite des Grabens.

Caridad blickte in die Richtung, in die der Schiffsjunge deutete: ein flaches, weiß getünchtes Gebäude mit einer schlichten Kirche. Dann betrachtete sie den ehemaligen Verteidigungsgraben, der ihr den Weg versperrte: an vielen Stellen eine Senke voller Abfälle, an anderen Stellen nur notdürftig eingeebnet.

»Es gibt ein paar Stellen, an denen du auf die andere Seite kommst«, sagte der Junge, der sich Caridads Gedanken ausmalen konnte. »Bei der Iglesia de San Jacinto gibt es eine solche Stelle, aber das ist weit weg. Die Leute gehen einfach überall rüber, siehst du?« Er deutete auf mehrere

Personen, die auf beiden Seiten des Grabens hinauf- und hinabstiegen. »Ich muss zum Schiff zurück«, verabschiedete er sich von Caridad, als er merkte, dass sie nicht reagierte. »Viel Glück!«

Caridad sagte nichts.

»Viel Glück!«, wünschte er noch einmal, ehe er zurückrannte.

Als sie nun allein war, konzentrierte sich Caridad auf das Kloster, den Ort, den Don Damián ihr genannt hatte. Auf einem engen Pfad, zwischen lauter Müll, querte sie den Graben. Auf der Tabakplantage gab es keinen Dreck, in Havanna schon. Sie hatte Gelegenheit gehabt, all den Abfall zu sehen, weil der Plantagenbesitzer sie einmal in die Stadt mitgenommen hatte, als er eine Lieferung Tabakblätter zum Hafenspeicher brachte. Wie konnten die Weißen nur so viel wegwerfen? Sie erreichte das Klostergebäude und drückte gegen eine der Türen. Sie war geschlossen. Caridad klopfte an. Sie wartete ab. Nichts. Sie klopfte noch einmal, schüchtern, um bloß keine Umstände zu machen.

»So doch nicht, Negerin!«, erklärte eine Frau und zog im Vorübergehen an einer Kette, die ein Glöckchen zum Läuten brachte.

Kurz darauf öffnete sich in einer der Türen ein vergittertes Guckloch.

»Der Friede des Herrn sei mit dir«, hörte sie die Pförtnerin sagen, der Stimme nach zu schließen eine alte Frau. »Was führt dich zu unserem Haus?«

Caridad nahm den Strohhut ab. Obwohl die Nonne sie gar nicht sehen konnte, senkte sie den Blick zu Boden.

»Don Damián hat gesagt, dass ich hierherkommen soll«, flüsterte sie.

»Ich verstehe dich nicht.«

Caridad hatte schnell geredet, so wie die afrikanischen Sklaven, wenn sie auf Kuba mit Weißen sprachen.

»Don Damián ...« Caridad bemühte sich nun deutlich zu reden. »Er hat mir gesagt, dass ich hierhergehen soll.«

»Wer ist Don Damián?«, wollte die Frau an der Pforte nach einer geraumen Schweigepause wissen.

»Don Damián, der Priester auf der *La Reina*.«

»Die Königin? Was hast du denn mit der Königin zu schaffen?«, rief die Nonne.

»*La Reina*, die Königin, das Schiff aus Kuba.«

»Ach so! Ein Schiff, nicht Ihre Hoheit. Also ... ich weiß nicht. Don Damián, hast du gesagt? Warte einen Moment!«

Als sich das Guckloch erneut öffnete, war eine feste, strenge Stimme zu vernehmen.

»Gute Frau, was hat dieser Priester dir gesagt, was du hier machen sollst?«

»Er hat gesagt, dass ich hierhergehen soll.«

Daraufhin schwieg die Nonne und ließ einige Sekunden verstreichen. Dann sprach sie mit sanfter Stimme weiter.

»Wir sind eine arme Klostersgemeinschaft. Wir widmen uns dem Gebet, der Enthaltbarkeit, der Kontemplation und der Buße, nicht der Wohltätigkeit. Was solltest du hier machen können?«

Caridad gab keine Antwort.

»Woher kommst du?«

»Aus Kuba.«

»Bist du eine Sklavin? Was ist mit deinem Besitzer?«

»Ich bin ... ich bin frei. Außerdem kann ich beten.« Don Damián hatte ihr eindringlich aufgetragen, das zu sagen.

Carid konnte das schmollige Lächeln der Nonne nicht sehen.

»Weißt du«, sagte die Nonne, »du musst zur Iglesia de Nuestra Señora de los Ángeles gehen, hast du mich verstanden?«

Caridad schwieg. Warum hat Don Damián mir aufgetragen hierherzugehen, wenn man mich nun zu einer anderen Kirche weiterschickt?, fragte sie sich.

»Da ist die Cofradía de los Negritos«, erklärte die Nonne. »Die ist für euch zuständig. Die können dir helfen oder dir Rat geben. Hör zu, du musst zur Iglesia de Nuestra Señora de los Ángeles gehen, der Kirche in der Nähe von der Kreuzwegstation Cruz del Campo. Geh am Graben entlang, bis zur Iglesia de San Jacinto. Dort überquerst du den Graben, biegst nach rechts ab, und dann gehst du die Calle de Santo Domingo weiter, bis du zu der Schiffsbrücke kommst. Du gehst dann über diese Brücke und danach ...«

Caridad ging los und versuchte sich den Weg zu merken. »Los Ángeles.« Man hatte ihr gesagt, sie solle zu dieser Kirche gehen. »Los Ángeles. Dort wird man mir helfen. ... Beim Cruz del Campo«, murmelte sie leise vor sich hin.

In Gedanken versunken, ohne auf die neugierigen Blicke der Leute zu achten, ging sie den ihr gewiesenen Weg: eine kräftige Schwarze, mit grauen Lumpen bekleidet, die nur ein kleines Bündel bei sich trug und leise vor sich hin murmelte. An der Plaza del Altozano angekommen, überwältigt vom Anblick des gewaltigen Castillo de San Jorge am Brückenkopf, stieß sie mit einer Frau zusammen. Sie wollte sich entschuldigen, brachte jedoch kein Wort hervor. Die Frau beschimpfte sie, Caridad hingegen hatte nur Augen für die Stadt am anderen Flussufer. Dutzende Karren und Reittiere waren in beiden Richtungen auf der Schiffsbrücke unterwegs.

»He, Negerin, wohin willst du?«

Caridad erschrak, als ihr ein Mann den Weg versperrte.

»Zur Iglesia de Nuestra Señora de los Ángeles«, gab sie zur Antwort.

»Herzlichen Glückwunsch«, entgegnete der Mann sarkastisch. »Du willst also zu den anderen Negern. Aber bevor du zu deinen Leuten gehst, musst du erst einmal bei mir bezahlen.«

Caridad war so überrascht, dass sie dem Brückenzöllner direkt in die Augen sah. Verwirrt änderte sie ihre Haltung, nahm den Hut ab und senkte den Blick.

»Ich ... ich habe kein Geld«, stammelte sie.

»Dann kommst du auch nicht zu deinen Negern! Weg da! Ich habe genug zu tun.« Der Mann wollte nun den Brückenzoll von einem Maultiertreiber kassieren, der hinter Caridad wartete, doch als er sah, dass diese Schwarze immer noch herumstand, ermahnte er sie erneut: »Weg da, oder ich rufe die Wächter!«

Nachdem Caridad sich von der Brücke entfernt hatte, war sie ratlos. Sie hatte kein Geld für den Übergang nach Sevilla. Was sollte sie tun? Der Mann an der Brücke hatte ihr nicht gesagt, wie sie zu Geld kommen konnte. Mit ihren fünfundzwanzig Jahren hatte Caridad noch nie auch nur eine Münze verdient. Das Einzige, was sie, abgesehen vom Essen, der Kleidung und dem Schlafplatz in der Baracke, jemals erhal-

ten hatte, war die Tabakration, die ihr der Plantagenbesitzer für ihren persönlichen Bedarf zur Verfügung stellte. Wie sollte sie an Geld kommen? Sie verstand doch nur etwas vom Tabak...

Caridad ging den Leuten aus dem Weg, zog sich zum Fluss zurück und setzte sich ans Ufer. Ja, sie war eine Freie, aber was nützte ihr die Freiheit, wenn sie nicht einmal eine Brücke überqueren durfte? Zeit lebens hatte ihr immer jemand gesagt, was sie zu tun und zu lassen hatte. Stets hatte sie gewusst, was sie machen musste, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Und jetzt?

Viele Bewohner von Triana betrachteten auf ihrem Weg am Flussufer entlang die schwarze Frau, die dort reglos am Ufer saß und verlorren vor sich hin starrte... in Richtung Fluss, gen Sevilla, vielleicht auch in die ungewisse Zukunft, die vor ihr lag.

Am Abend verspürte Caridad Hunger und Durst. Zum letzten Mal etwas gegessen und getrunken hatte sie, als der Schiffsjunge einen harten, verschimmelten Zwieback und etwas Wasser mit ihr geteilt hatte. Sie beschloss, ihre Not mit Rauchen zu bekämpfen, so wie die Sklaven auf der Plantage, wenn Müdigkeit oder Hunger sie plagten. Vielleicht war der Plantagenbesitzer ja auch deshalb so großzügig mit der Tabakration gewesen. Je mehr sie rauchten, umso weniger musste er ihnen zu essen geben. Der Tabak ersetzte viele Güter, man konnte ihn sogar gegen neue Sklaven tauschen. Der Geruch der Zigarre zog zwei Männer an, die am Ufer entlanggingen. Sie forderten von Caridad, mitrauchen zu können. Caridad fügte sich und gab ihnen ihre Zigarre. Die Männer blieben stehen und rauchten. Sie plauderten, während sie sich abwechselnd die Zigarre reichten. Caridad, die sitzen geblieben war, bat mit einer Geste um ihre Zigarre.

»He, Negerin, du willst wohl etwas in den Mund gesteckt bekommen, was?«, verhöhnte einer der beiden die Frau.

Der andere brach in schallendes Gelächter aus und griff in Caridads Haar, um ihren Kopf hochzuziehen, während der erste Mann seine Hose runterließ.

Caridad leistete keinen Widerstand.

»Es scheint ihr zu gefallen«, meinte der Mann, der sie an den Haaren festhielt, angespannt. »Und, das gefällt dir, oder?«, fragte er die

Schwarze, während er Caridads Kopf gegen den Penis seines Kumpans presste.

Danach vergewaltigte sie zuerst der eine, dann der andere; anschließend ließen die Männer sie einfach liegen.

Caridad ordnete ihr Gewand. Wo war nur der Rest ihrer Zigarre? Sie hatte noch mitbekommen, wie einer der Männer sie wegwarf, ehe er sie am Haar gepackt hatte. Vielleicht war sie ja nicht ins Wasser gefallen. Sie schleppte sich durch Gras und Binsen und tastete den Boden ab, immer Ausschau haltend, ob irgendwo noch die Glut glimmte ... Und das tat sie! Caridad hob die Zigarre auf und inhalierete mit aller Kraft.

Dann ließ sie sich am Ufer nieder und hielt die Füße ins Wasser. Es war kalt, doch in dem Moment spürte sie das nicht. Sie fühlte überhaupt nichts. Ob ihr das gefiel? Das hatte der eine Mann sie gefragt. Wie oft hatte man sie das schon gefragt? Ihr Herr hatte sie das gefragt, gleich nach ihrer Ankunft auf Kuba. Damals hatte sie nicht einmal verstanden, was dieser Mann eigentlich von ihr wollte, der geiferte und sie betatschte, ehe er sie vergewaltigte. Später, nach vielen weiteren Malen, nach ihrer Schwangerschaft, ersetzte er sie durch ein neues Mädchen, und dann stellten der Vorarbeiter und die Sklaven unter Stöhnen immer wieder genau die gleiche Frage. Dann kam die Geburt von Marcelo. Der Schmerz, den sie verspürte, als ihr Unterleib nach stundenlangen Wehen aufriss, war das Zeichen, dass sie nie wieder gebären würde. »Gefällt es dir?« Das war die Frage, wenn sonntags, beim Tanzen, ein Sklave sie am Arm packte und aus der Baracke ins Freie führte, dorthin, wo die anderen Paare miteinander schliefen. Danach sangen und tanzten sie wieder entfesselt, in der Erwartung, dass einer ihrer Götter sie in Besitz nahm. Zuweilen taten sie es noch einmal und verließen dafür wieder die Baracke. Nein, es gefiel ihr nicht, aber sie spürte auch nichts. Stück für Stück hatte man sie ihrer Gefühle beraubt, seit jener ersten Nacht, in der der Plantagenbesitzer ihr Gewalt angetan hatte.

Keine Stunde war vergangen, als einer der beiden Männer wieder auftauchte und ihre Gedanken unterbrach.

»Willst du in meiner Werkstatt arbeiten?«, fragte er und leuchtete ihr mit einer Öllampe ins Gesicht. »Ich bin Töpfer.«

Was ist ein Töpfer?, fragte sich Caridad, während sie sich bemühte, den Mann in der Dunkelheit zu erkennen. Sie wollte doch nur ...

»Gibst du mir dann Geld, damit ich über die Brücke komme?«, fragte sie.

Der Mann konnte die Unsicherheit in ihrer Miene erkennen.

»Komm mit!«, befahl er.

Das verstand sie sehr wohl. Das war schließlich eine Aufforderung, ein Befehl, so wie wenn einer der Sklaven sie am Arm packte und aus der Baracke ins Freie führte. Sie folgte dem Mann in Richtung des Grabens. Auf der Höhe des Castillo de San Jorge fragte der Töpfer, ohne sich nach ihr umzudrehen: »Bist du geflohen?«

»Ich bin frei.«

Im Lichtschein bei der Burg sah Caridad, dass der Mann nickte.

Die Werkstatt in der Gasse der Töpfer war klein, mit einer Wohnung im Stockwerk darüber. Sie gingen hinein, und der Mann zeigte auf einen Strohsack in einer Ecke, neben dem Brennholz und dem Ofen. Caridad ließ sich nieder.

»Morgen fängst du an. Und jetzt schlaf!«

Die Wärme der Glut umfing Caridad, die von der Feuchtigkeit am Guadalquivir ganz starr war, und sie schlief ein.

Seit maurischer Zeit war Triana für seine Keramikmanufakturen berühmt, vor allem für die glasierten Kacheln mit ihren großartigen Mustern. Doch inzwischen war die Töpferkunst in der Vorstadt im Niedergang begriffen. Die Handwerker stellten nur noch reizlose, immer gleiche Stücke her, die Konkurrenz durch das englische Steingut war groß, und der Geschmack der Leute hatte sich gewandelt. Sie interessierten sich nun für Porzellan aus Asien.

Am nächsten Tag begann Caridad schon im Morgengrauen zu arbeiten, gemeinsam mit dem Töpfer sowie einem jungen Mann, vermutlich seinem Sohn, und einem Lehrling, der seinen Blick nicht von ihr losreißen konnte. Sie schleppte Brennholz, schaffte Ton herbei, fegte tausende Male die Werkstatt und kehrte die Asche aus dem Ofen. So verstrichen die Tage. Der Töpfer – Caridad sah niemals eine Frau in dem Haus – kam jede Nacht zu ihr.

»Ich muss über die Brücke zur Iglesia de Nuestra Señora de los Angeles, wo die anderen Schwarzen sind«, hätte sie am liebsten in einer der Nächte gesagt, als der Mann, nachdem er sie besessen hatte, wieder im Aufbruch war. Doch stattdessen stammelte sie nur: »Was ist mit dem Geld?«

»Geld? Was für Geld? Du isst mehr, als du arbeitest, und außerdem hast du sogar noch eine Schlafstelle!«, entgegnete der Töpfer. »Du bist eine Negerin! Was willst du denn noch? Du kannst auch auf der Straße um Almosen betteln gehen, wie all die anderen freigelassenen Sklaven, ja!«

Inzwischen waren Sklaven fast ganz aus dem Stadtbild von Sevilla verschwunden; der Bevölkerungsrückgang, die wirtschaftliche Krise, der Krieg von 1640 mit Portugal, das den Sklavenmarkt in Sevilla bis dahin ausgiebig versorgt hatte, die Pestepidemie, die einige Jahre später über die Stadt herfiel und vor allem die schwarzen Sklaven heimsuchte, und die ständigen Freilassungen, die die gottesfürchtigen Sevillaner in ihren Testamenten festlegten, all dies ließ die Anzahl der Sklaven beträchtlich sinken. Sevilla verlor seine Sklaven im gleichen Maß, wie es seine wirtschaftliche Macht einbüßte.

»Du isst mehr, als du arbeitest«, hallte es in Caridads Ohren wider. Genau diese Leier des Vorarbeiters auf Don Josés Tabakplantage kam ihr wieder in Erinnerung. »Ihr arbeitet nicht genug für das, was ihr esst«, hieß der ständige Vorwurf, ehe die Peitsche über den Rücken eines Sklaven knallte. Wenig hatte sich in Caridads Leben verändert. Was brachte ihr die Freiheit?

Eines Nachts kam der Töpfer nicht nach unten. In der nächsten Nacht auch nicht. In der dritten Nacht war er zwar wieder da, doch anstatt sie zu vergewaltigen, ging er zur Werkstatttür. Er schloss sie auf und ließ einen Mann herein, dem er zeigte, wo Caridad saß. Der Töpfer wartete an der Tür, bis der Mann seine Begierde befriedigt hatte, kassierte und verabschiedete ihn.

Von dieser Nacht an arbeitete Caridad nicht mehr in der Werkstatt. Der Töpfer sperrte sie mit einem Nachttopf und einem Strohsack in einen stickigen Verschlag im Erdgeschoss, der als Abstellkammer für nutzlosen Kram diente.

»Wenn du mir Schwierigkeiten bereitest, wenn du schreist oder versuchst zu flüchten, dann bringe ich dich um«, drohte er, als er ihr zum ersten Mal etwas zu essen brachte. »Niemand wird dich vermissen.«

Das war wahr, klagte Caridad für sich, als sie hörte, wie der Töpfer die Tür mit dem Schlüssel abspernte. Wer sollte sie schon vermissen? Sie setzte sich, die Schale mit Gemüseintopf in der Hand, auf den Strohsack. Mit dem Tod hatte ihr noch nie jemand gedroht; die Besitzer töteten ihre Sklaven nicht, sie hatten schließlich einen hohen Preis. Ein Sklave war lebenslänglich von Nutzen. Einmal angelernt, so wie Caridad als Mädchen, erreichten die schwarzen Sklaven auf den Tabakplantagen, Zuckerrohrpflanzungen oder in den Zuckermühlen gemeinhin ein gewisses Alter. Von Gesetz wegen war es verboten, Sklaven zu einem höheren Betrag zu verkaufen, als sie gekostet hatten, weshalb kein Besitzer, nachdem er einem Sklaven einmal seine Arbeit beigebracht hatte, diesen wieder loswerden wollte; damit hätte er Geld verloren. Er konnte sie bis zur Erschöpfung misshandeln oder ihnen sonst wie Gewalt antun, doch ein guter Vorarbeiter wusste, wo die Grenze zum Tod war. Die Sklaven brachten sich höchstens selbst um: Wenn man am wenigsten damit rechnete, entdeckte man im Morgengrauen eine leblose Gestalt, die an einem Baum hing. Und manchmal taten sich auch mehrere Sklaven zusammen, um gemeinsam diese endgültige Flucht anzutreten. Dann bekam der Besitzer einen Wutanfall, genauso wenn eine Mutter ihr Neugeborenes tötete, um es vor der Sklaverei zu retten, oder wenn ein Sklave sich selbst verletzte, um nicht arbeiten zu müssen. Am nächsten Sonntag dann schimpfte der Priester der Zuckermühle, dass so ein Verhalten Sünde sei und dass sie in der Hölle landen würden – als hätte es eine noch schlimmere Hölle geben können. Sterben? Vielleicht, sagte sich Caridad. Vielleicht ist jetzt die Stunde gekommen, um aus dieser Welt zu entfliehen, in der niemand auf mich wartet.

In dieser Nacht vergewaltigten sie zwei Männer gleichzeitig. Danach verschloss der Töpfer wieder die Tür, und Caridad lag in der absoluten Dunkelheit. Sie dachte gar nicht länger darüber nach. Sie sang in den Stunden, die noch von der Nacht übrig waren, und sobald die ersten Sonnenstrahlen durch die Ritzen des Holzverschlags drangen, wühlte sie in dem alten Kram, bis sie einen Strick entdeckte. Sie wand ihn sich

um den Hals und stellte sich auf eine schiefe Kiste. Dann warf sie den Strick über den Holzbalken über ihrem Kopf, spannte ihn und knotete das andere Ende fest. Zuweilen hatte sie die schwarzen Gestalten benedict, die von allem Leid befreit an den Bäumen hingen.

»Gott ist größer als die Könige«, rief sie. »Ich will nur nicht zu einer Seele im Fegefeuer werden.«

Sie sprang von der Kiste. Der Strick hielt zwar ihrem Gewicht stand, nicht jedoch der Holzbalken an der Decke: Er brach über Caridad auseinander. Das Getöse war so laut, dass sogleich der Töpfer in Caridad's Gefängnis stand. Er legte sie nun in Ketten, doch von dem Tag an aß und trank Caridad nichts mehr, um auf diese Weise ihren Tod herbeizuführen. Daraufhin zwangen der Töpfer und sein Sohn sie, etwas zu nehmen.

Die Besuche der Männer von der Straße begannen wieder, normalerweise war es ein Mann, zuweilen waren es mehrere Männer, bis einmal ein Alter sich recht schwerfällig Caridad näherte – nur um plötzlich mit erstaunlicher Behändigkeit wieder von ihr abzulassen:

»Die Negerin glüht ja!«, schrie er. »Sie hat Fieber! Willst du vielleicht, dass ich mich mit einer Krankheit anstecke?«

Der Töpfer ging zu Caridad und legte ihr die Hand auf die verschwitzte Stirn.

»Verschwinde!«, befahl er, trat ihr in die Rippen und machte sich daran, ihre Ketten aufzuschließen. »Hau ab, und zwar sofort!«, schrie er, als ihm dies endlich gelungen war. Er wartete nicht einmal ab, dass Caridad aufstand, sondern packte ihr Bündel und warf es auf die Straße.

Hatte er da womöglich ein Lied gehört? Es war eher ein Raunen, das mit den Klängen der Nacht verschmolz. Melchor spitzte die Ohren. Da, schon wieder:

»Yemayá asesú ...«

Der Zigeuner hielt inne, mitten in der Ebene von Triana, umgeben von Gemüsegärten und Obstbäumen. Er konnte ganz deutlich das Rauschen des Guadalquivir vernehmen und auch das Säuseln des Windes, der über die Pflanzen strich, doch ...

»Asesú yemayá.«

Es klang wie ein Zwiegespräch: zuerst ein Flüstern, das ein Solist anstimmte, um sich dann selbst, wie ein Chor, die Antwort zu geben. Melchor drehte sich in die Richtung, aus der die Stimme kam; bei der Bewegung klirrten die Metallplättchen an seiner Jacke. Es herrschte fast völlige Dunkelheit, nur die Fackeln vom Kartäuserkloster, das etwas weiter weg lag, sorgten für ein wenig Beleuchtung.

»Yemayá oloddo.«

Melchor verließ den Weg und betrat einen Orangenhain. Mehrfach stolperte er und verfluchte lauthals alle Heiligen der Welt, doch obwohl sein Fluchen durch die Nacht hallte, hörte der traurige Singsang nicht auf. Melchor blieb zwischen den Bäumen stehen. Der Gesang kam von dort, von genau dorthier.

»Oloddo yemayá. Oloddo ...«

Melchor schloss die Augen. Eine der Wolken, die den ganzen Tag hartnäckig über Sevilla gehangen hatten, ließ auf einmal einen feinen Mondsommer durch. Da entdeckte er auf dem Boden, nicht weit entfernt, einen grauen Fleck. Er tat noch ein paar Schritte und ging in die Hocke, bis er schließlich eine Frau sah, die schwarz wie die Nacht war und ein graues Gewand trug. Sie lehnte mit dem Rücken an einem Orangenbaum, als suchte sie dort Schutz. Sie saß mit verlorenem Blick da und kümmerte sich nicht um seine Anwesenheit. Mit leiser Stimme wiederholte sie in absoluter Monotonie wieder und wieder die gleichen Verse. Melchor bemerkte, dass das Gesicht der Frau trotz der Kälte über und über mit Schweißperlen bedeckt war. Sie zitterte.

Er setzte sich neben sie. Er verstand nicht, was sie sang, aber der Klang, das ständige Wiederholen, die Ergebenheit, die diese Stimme vermittelte, ließen einen unermesslichen Schmerz erahnen. Melchor schloss die Augen, umschlang seine Knie und ließ sich von dem Lied mittragen.

»Wasser.«

Caridads Bitte durchbrach die Stille der Nacht. Schon seit einer Weile war ihr Singsang nicht mehr zu vernehmen, wie Glut war er plötzlich erloschen. Melchor machte die Augen auf. Die Trauer und Melancholie des Liedes hatten ihn – wieder einmal – auf die Ruderbank der Galeere versetzt. Wasser. Wie oft hatte er selbst um Wasser flehen müssen.

Er meinte zu spüren, wie sich die Muskeln an seinen Beinen, Armen und am Rücken anspannten, so wie damals, wenn der Galeerenvogt den Takt der Ruder beschleunigte, weil er ein Sarazenen-Schiff verfolgen wollte.

»Ich weiß, was Durst ist«, murmelte er vor sich hin.

»Wasser«, bat Caridad erneut.

»Komm mit.« Melchor stand schwerfällig auf, mit tauben Gliedern, nachdem er fast eine Stunde unter dem Orangenbaum gesessen hatte.

Er rekelte sich und versuchte sich wieder zurechtzufinden. Er war unterwegs zu den Gärten des Klosters gewesen, in deren Nähe viele der Zigeuner aus Triana lebten, als er auf den Gesang aufmerksam geworden war.

»Kommst du jetzt oder nicht?«, fragte er.

Beim Aufstehen stützte Caridad sich am Stamm des Orangenbaums ab. Sie hatte Fieber, Hunger, und ihr war kalt. Vor allem aber war sie durstig, und wie! Es gelang ihr, sich aufzurichten, doch da war Melchor schon losgegangen. Würde er ihr Wasser geben, wenn sie ihm folgte, oder würde er sie betrügen wie all die anderen, seit sie sich in Triana aufhielt? Sie wankte hinter ihm her. Ihr war schwindelig. Ihr schwirrte der Kopf. Fast alle hatten das gemacht, fast alle hatten sie bloß benutzt.

Ein paar Lichter, die aus den dicht beieinanderstehenden Hütten drangen, brachten die himmelblaue Seidenjacke des Zigeuners zum Schimmern. Caridad bemühte sich, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Melchor beachtete sie nicht weiter. Er ging langsam, aber aufrecht und stolz. Ohne dass es wirklich nötig gewesen wäre, stützte er sich auf den Stock mit dem waagerechten Griff, der ihn als Familienoberhaupt auswies. Und zuweilen hörte man ihn in der Dunkelheit der Nacht sprechen. Die Frau schleppte sich barfuß hinter ihm her. Je näher sie der Zigeunersiedlung kamen, desto stärker schimmerte der Flitter, der Melchors Gewand schmückte, und ebenso der silbrige Saum seiner Strümpfe. Caridad hielt diesen Schimmer für ein gutes Zeichen: Dieser Mann hatte sie nicht angefasst. Er würde ihr Wasser geben.

In der Nacht wurde im Callejón de San Miguel noch lange gefeiert. Als wäre ein Wettstreit ausgebrochen, gab jede der Zigeunerfamilien mit Gitarren, Kastagnetten oder Tamburinen beim Tanzen und Singen ihr Bestes. Angehörige der Familien García, Camacho, Flores, Reyes, Carmona und Vargas beteiligten sich daran und noch viele weitere der einundzwanzig Familien, die im Callejón lebten. Romance, Zarabanda, Chacona, Jácara, Fandango, Seguidilla, Zarambeque, alle Liedformen erklangen, und dazu wurde im Schein eines Feuers getanzt, das die Frauen über Stunden in Gang hielten. Um das Feuer herum saßen in der ersten Reihe die Zigeuner, die den Ältestenrat bildeten, dem Rafael García vorstand, ein dürrer, ernster und herber Sechzigjähriger, den sie auch den Conde nannten, den Grafen.

Wein und Tabak machten die Runde, und die Frauen trugen Speisen auf: Brot, Käse, Sardinen und Garnelen, Hühnchen und Hase, Haselnüsse, Eicheln, Quittenpaste und Obst.

Das Feiern vereinte alle. Beim Singen und Tanzen waren die uralten Fehden und Feindschaften vergessen, und die Anwesenheit der Familienältesten garantierte den Frieden. Die Schmiedefamilien in Triana waren nicht reich. Sie waren Angehörige eines Volkes, das seit der Zeit der Katholischen Könige in Spanien verfolgt wurde. Sie durften weder ihre bunten Gewänder tragen noch ihre eigene Sprache sprechen, das Caló, sie durften nicht frei umherziehen und wahrsagen, und auch nicht mit Pferden, Eseln oder Maultieren handeln. Man hatte ihnen das Singen und Tanzen verboten, eigentlich durften sie nicht einmal in Triana wohnen oder als Schmiedehandwerker arbeiten. Mehrfach hatte die Schmiedezunft der Payos in Sevilla ihnen verbieten wollen, in ihren

einfachen Werkstätten zu arbeiten, und auch die königlichen Erlasse und Verordnungen hatten dieses Verbot bestätigt, doch vergeblich: Die Zigeunerschmiede sorgten für den unerlässlichen Nachschub an aber tausenden Hufeisen für die Tiere, die die Felder bestellten. Deshalb arbeiteten sie weiter und verkauften ihre Waren an genau die Payos, die ihnen ihr Handwerk verbieten wollten, die aber die steigende Nachfrage mit ihren eigenen Schmieden nicht befriedigen konnten.

Während am Ende des Callejón mehrere halb nackte kleinere Kinder versuchten, ihren Eltern nachzueifern, begannen Ana und Milagros mit zwei Verwandten von José aus der Familie Carmona eine fröhliche Zarabanda. Zum Klang von Gitarre und Gesang drehten sich Mutter und Tochter in der Taille, spielten mit ihren sinnlichen Körpern. José, wie viele andere auch, sah ihnen zu, er klatschte den Rhythmus und feuerte Tänzer und Sänger an. Bei jeder Bewegung, als ginge es um ein Duell, stachelten die Tänzerinnen ihre Tanzpartner auf, bedrängten sie mit Blicken, als wollten sie sie zu einer unmöglichen Romanze auffordern. Sie kamen näher, um sich wieder zu entfernen, sie verdrehten zum frenetischen Rhythmus ihre Körper und gewährten dabei Blicke auf ihre Brüste, auf die üppigen Brüste der Mutter, auf die knospenden Brüste der Tochter. Die beiden Frauen tanzten erhobenen Hauptes, während sie die Arme über dem Kopf und zu den Seiten bewegten. Die Tücher, die Milagros um ihre Handgelenke gewickelt hatte, flatterten in der Luft. Mehrere Frauen begleiteten die Gitarren mit Kastagnetten oder Tamburinen, viele Zigeuner klatschten angesichts der beiden gut aussehenden Frauen begeistert und feuerten sie noch an; mancher konnte seinen lüsternen Blick nicht verhehlen, wenn Ana mit der rechten Hand den Saum ihres Rockes packte und beim Tanzen ihre Waden und ihre nackten Füße zeigte.

»Schaut zum Himmel, Zigeuner, denn Gott will herabsteigen und mit meiner Tochter tanzen!«, rief José Carmona.

Weitere Anfeuerungsrufe ließen nicht auf sich warten.

»Olé!«

»Auf geht's!«

»Olé! Olé! Olé!«

Milagros, durch das Kompliment ihres Vaters angespornt, eiferte

Ana nach, nun lupfte auch sie den Rock, und die beiden Frauen umkreisten immer wieder ihre Tanzpartner, die sie in eine leidenschaftliche Aura einhüllten, während die Musik ihren Höhepunkt erreichte. Die Zigeuner brachen in Jubelrufe und kräftigen Applaus aus, sobald die Zarabanda verklang. Sofort ließen Mutter und Tochter die Röcke wieder fallen und strichen sie glatt. Sie lächelten. Da erklang eine weitere Gitarre, die ein paar Töne anspielte und sich auf einen neuen Tanz, auf einen neuen Cante vorbereitete. Ana strich ihrer Tochter über die Wange, doch als sie sie küssen wollte, brach die Gitarre ab. Rafael García, der Conde, hatte mit erhobener Hand den Gitarristen zum Verstummen gebracht. Ein Raunen erfasste die Anwesenden, und selbst die Kinder kamen angelaufen. Reyes la Trianera, die Frau des Conde, eine dicke, fast sechzigjährige Frau mit einem kupferfarbenen Gesicht, das von tausend Falten überzogen war, hatte mit einer einfachen, aber energischen Kinnbewegung einem der Familienältesten bedeutet, aufzustehen, und sich auf dessen Platz gesetzt.

Im Feuerschein konnte nur Ana den Blick wahrnehmen, mit dem die Trianera sie bedachte. Er dauerte bloß eine Sekunde, vielleicht noch weniger. Der Blick einer Zigeunerin: kalt und hart, der tief in die Seele eindringen konnte. Ana richtete sich auf und wollte die Herausforderung annehmen, doch da fing sie den Blick des Conde auf: Hör gut zu und lern daraus!, besagte seine Miene.

Die Trianera sang ohne Begleitung, ohne weitere Musik, ohne dass ihr jemand zurief, ihr applaudierte oder sie anspornte. Eine Debla: ein Lied auf die Zigeunergöttinnen. Ihre Stimme klang zerbrechlich und alt, doch sie traf bei allen das Herz, die ihr ergeben lauschten. Beim Singen hielt sie die bebenden Hände halb geöffnet vor der Brust, als schöpfte sie aus ihnen Kraft, und sie besang die zahlreichen Leiden der Zigeuner: Ungerechtigkeiten, Kerker, gescheiterte Lieben. Sie sang in Versen ohne jedes Metrum, die ihren wahren Sinn erst durch den Rhythmus erfuhren, mit dem die Trianera sie vortrug, und die immer mit einem Lobpreis auf Caló endeten: »Deblica barea« – großartige Göttin.

Diese Debla schien kein Ende zu nehmen. Die Trianera hätte sie in die Länge ziehen können, ganz wie ihre Fantasie oder ihre Erinnerungen es zuließen, doch schließlich ließ sie die Hände auf die Knie fallen

und reckte den Kopf, den sie beim Singen geneigt hatte. Die Zigeuner, auch Ana, brachen wieder in Applaus aus, viele waren zu Tränen gerührt. Milagros klatschte ebenfalls, während ihre Mutter sie aus dem Augenwinkel beobachtete.

In dem Augenblick, als sie selbst der Trianera ihren Beifall zollte und sah, dass ihre Tochter es ebenso machte, war Ana froh, dass Melchor nicht da war. Sie klatschte mit müden Händen noch ein letztes Mal, dann nutzte sie den allgemeinen Aufruhr, um im Gedränge zu verschwinden. Sie beeilte sich, weil sie den Blick des Conde und der Trianera im Rücken spürte. Sie stellte sich vor, wie die beiden vor Einbildung strahlten, die beiden und all ihre Angehörigen. Sie schob die Zigeuner zur Seite, die immer noch den Cante bejubelten, und sobald sie sich aus der Menschenmenge herausgearbeitet hatte, lief sie zum Tor ihres Wohnhauses und lehnte sich an den Türpfosten.

Diese Garcías! Dieser Rafael García! Ihr Vater spuckte aus, sobald er den Namen vernahm. Ihre Mutter . . . ihre Mutter, war zwei Jahre nachdem Melchor an die Ruderbank der Galeere gekettet worden war, gestorben, und noch im Angesicht des Todes hatte sie Rafael García verflucht und ihm Rache aus dem Jenseits geschworen.

»Er ist es gewesen!«, hatte ihre Mutter immer wieder zwischen den Zähnen gezischt, wenn sie in den Straßen von Málaga um Almosen bettelten, und auch vor dem Gefängnis, in dem Melchor darauf wartete, nach Puerto de Santa María gebracht zu werden, um dort die Galeerenstrafe anzutreten und zum Galeote zu werden. »Rafael hat ihn bei dem Offizier der Tabakwache angezeigt. Dieser gemeine Kerl! Er hat das Gesetz der Zigeuner gebrochen. Hurensohn! Dieser Schuft! Dieser räubige Hund!«

Sowie die kleine Ana bemerkt hatte, dass ihnen die Leute aus dem Weg gingen, hatte sie ihre Mutter mit dem Ellbogen angestoßen, damit sie die Menschen nicht durch ihre Schreie erschreckte.

»Warum hat er ihn verraten?«, fragte das Mädchen eines Tages nach.

Die Mutter schloss die Augen und verzog verächtlich den Mund, ehe sie antwortete.

»Die Fehden zwischen den Familien Vega und García sind uralte. Niemand weiß mehr genau, wie es angefangen hat. Einige sagen, es

ging um einen Esel, andere sagen, es ging um eine Frau. Aber vielleicht war ja auch Geld im Spiel. Man weiß es nicht mehr. Fest steht nur, dass diese beiden Familien sich immer gehasst haben.«

»Nur wegen ...«

»Unterbrich mich nicht, Mädchen!« Die Mutter unterstrich ihre Worte mit einem schmerzhaften Kneifen. »Merke dir gut, was ich dir jetzt sage, denn du bist eine Vega und wirst als solche leben müssen. Wir Zigeuner sind immer frei gewesen. Alle Könige und Fürsten auf der ganzen Welt haben versucht, uns zu beugen, doch sie haben es niemals geschafft. Sie werden unser Volk niemals besiegen können, wir sind besser als sie, wir sind schlauer. Wir brauchen nur wenig. Wir nehmen uns, was uns zusteht. Das, was der Schöpfer auf dieser Welt geschaffen hat, gehört niemandem, die Früchte der Erde gehören allen Menschen, und wenn uns ein Ort nicht gefällt, dann ziehen wir zu einem anderen. Nichts und niemand bindet uns. Die Gefahr kümmert uns nicht, wir scheren uns nicht um Gesetze und Erlasse! Das haben wir Vegas immer so gehalten und alle anderen, die sich für echte Zigeuner halten, auch. So haben wir immer gelebt.« Nach einer Pause hatte die Mutter weitergesprochen: »Kurz bevor dein Vater festgenommen wurde, war der Anführer des Ältestenrates gestorben. Die Familie García drängte die anderen, jemanden aus ihrer Familie zu wählen, aber dein Vater war dagegen. Er warf der Familie García vor, dass sie nicht mehr wie Zigeuner leben, dass sie ihre Schmiedewerkstätten wie die Payos betreiben, noch dazu in Absprache mit ihnen, dass sie mit ihnen Handel treiben, dass sie kirchlich heiraten und ihre Kinder taufen lassen. Also, dass sie ihre Freiheit aufgegeben haben. Eines Tages tauchte Rafael in der Siedlung beim Kartäuserkloster auf. Er suchte deinen Vater.«

Ana meinte, sich an den Tag erinnern zu können. Ihre Mutter und ihre Tanten hatten ihr befohlen zu verschwinden, so wie den anderen Kindern, und sie hatte ihnen auch gehorcht, war jedoch heimlich zurückgekehrt und hatte beobachtet, wie Rafael drohend vor den Mitgliedern der Familie Vega stand.

»Er war mit einem Messer bewaffnet und suchte Streit, doch dein Vater war nicht da. Jemand sagte Rafael, dass er Richtung Portugal un-

terwegs sei, um Tabak zu holen. Das Lächeln auf dem Gesicht von diesem Schuft war verräterisch genug«, hatte die Mutter damals gesagt.

Im Callejón begannen die Leute sich zurückzuziehen, nachdem die Familienältesten aufgestanden waren. Einige gingen direkt in ihre Wohnungen, andere fanden sich in den Patios der Gemeinschaftshöfe zusammen, wo sie schwatzten und tranken. Man konnte immer noch den Klang von Gitarren, Kastagnetten und Tamburinen vernehmen, die sich nun aber in den Händen der Halbwüchsigen befanden. Jetzt waren die Mädchen und Jungen an der Reihe und feierten ihr Fest.

Ana ließ ihren Blick durch den Callejón schweifen: Milagros tanzte fröhlich mit den anderen Mädchen ihres Alters. Wie hübsch sie war! Genau das hatte auch ihr Großvater gesagt, als sie ihm Milagros zum ersten Mal zeigten. Es war noch kein Tag vergangen, seit ihr Vater von der Galeere zurückgekehrt war – kaum ein paar Stunden, seit er vom Tod seiner Frau erfahren und seine vierjährige Enkelin kennengelernt hatte, die er nicht anzufassen wagte, weil er befürchtete, er könnte ihr mit seinen schmutzigen, rissigen Händen Schaden zufügen –, als Melchor, noch in Lumpen gekleidet und ganz entkräftet, sich mit einem großen Messer bewaffnete und auf die Suche nach dem Verräter machte. Liebend gern hätte seine Tochter ihn davon abgehalten, hatte es aber nicht gewagt.

Rafael stellte sich ihm, er war ebenfalls bewaffnet und wurde von seiner Familie begleitet. Beide sagten kein Wort; sie wussten, was auf dem Spiel stand, und auch, warum es dazu gekommen war. Die Männer forderten sich mit Messern heraus, die Waffen in ihren Händen verlängerten die ausgestreckten Arme. Rafael war kräftig und beweglich und beherrschte seine Bewegungen. Melchors Hand dagegen zitterte leicht. Sie umkreisten einander, während ihre Familien schweigend zusahen. Nur wenige beachteten das bebende Messer in Melchors Hand. Die meisten richteten die Aufmerksamkeit auf seine Miene, seine Haltung, die Begierde und Entschlossenheit, die sein gesamter Körper ausstrahlte: Er wollte töten! Er würde töten! Sein Zustand tat kaum etwas zur Sache, auch nicht seine Schwäche, seine Wunden, sein Lumpengewand, der Schmutz an ihm oder sein Zittern – das Vorgefühl, ja die Gewissheit, dass Melchor Rafael töten würde, war offensichtlich.

Diese Gewissheit veranlasste Antonio García, Rafaels Onkel und damals der Anführer des Ältestenrates, sich zwischen die beiden Kontrahenten zu stellen, noch ehe einer der beiden zustach. Ana, mit Milagros auf den Armen, die sie gegen ihre Brust presste, seufzte erleichtert. Antonio García rief die Familienoberhäupter zusammen. Die Männer der Familie Vega wurden aufgefordert, die Angelegenheit zu klären, ehe es zu einem Blutvergießen kam. Der Ältestenrat stellte fest – gegen den Willen der Familie Vega sowie der Vertreter von zwei weiteren Familien, die beim Kartäuserkloster lebten –, dass es keinen Beweis dafür gab, dass Rafael Melchor verraten habe. Das bedeutete, dass alle die Familie García verteidigen würden und es zu einem Krieg gegen die Familie Vega käme, falls Melchor Rafael töten würde. Zugleich wurde entschieden, dass in dem Fall jeder Zigeuner sich an egal welchem Mitglied der Familie Vega rächen und es umbringen könnte; das wäre kein Verstoß gegen das Gesetz der Zigeuner, und der Ältestenrat müsste auch nicht eingreifen.

In der Abenddämmerung fand sich Onkel Basilio Vega dort ein, wo Melchor mit seinen Angehörigen wartete. Milagros schlief auf dem Arm ihrer Mutter.

»Melchor«, sagte er, nachdem er ihm das Urteil des Ältestenrates mitgeteilt hatte, »du weißt, dass wir dich in deinem Entschluss unterstützen. Niemand wird es schaffen, uns einzuschüchtern!«

Da hatte Ana ihm das Mädchen überreicht, das bei der Berührung mit dem Großvater aufwachte. Milagros schwieg, als wäre ihr die Tragweite des Moments bewusst. »Schenk ihm ein Lächeln!«, flehte Ana insgeheim, mit starren, ineinander verschränkten Händen, doch das Mädchen tat nichts dergleichen. Es verstrichen noch mehrere Augenblicke, bis Basilio und Ana beobachten konnten, wie Melchor die Lippen zusammenpresste und mit fester Hand der Kleinen über das Haar strich. Da wussten sie, wie seine Entscheidung aussah. Er hatte beschlossen, sich zum Wohle der Familie dem Urteil des Ältestenrates zu unterwerfen.

Und nun tanzte und sang das Mädchen, das damals ein Blutbad verhindert hatte, im Callejón de San Miguel. Von der Haustür aus ergötzte Ana sich am Anblick ihrer Tochter; sie beobachtete sie dabei, wie sie

schön und stolz, entschlossen und hingebungsvoll ihren Körper spielerisch einem jungen Mann anbot. Plötzlich schüttelte Ana heftig den Kopf und löste sich verwirrt aus dem Türrahmen. Der junge Mann reagierte unwirsch auf die Tanzschritte ihrer Tochter, er nahm ihre Hingabe teilnahmslos und gleichgültig hin, fast als würde er sich über sie lustig machen. Wieso begriff Milagros das nicht? Dieser junge Mann ... Ana kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Der junge Mann war älter als ihre Tochter, seine Hautfarbe war sehr dunkel, er sah gut aus, er wirkte zäh und kräftig. Und Milagros tanzte völlig ungeachtet der Geringschätzung ihres Tanzpartners. Sie lächelte, ihre Augen funkelten, sie verströmte Sinnlichkeit. Da entdeckte Ana hinter den Stühlen, die noch um das hinuntergebrannte Feuer standen, die Trianera, die mit gleichermaßen spöttischer wie triumphierender Miene der Szene Beifall spendete: Eine Vega, die Enkelin von Melchor, begehrte offenkundig und für alle sichtbar einen ihrer Enkel – Pedro García.

»Milagros!«, zischte die Mutter und rannte zu ihrer Tochter.

Sie packte Milagros an der Schulter und schüttelte sie, bis sie zu tanzen aufhörte. Nun setzte die Trianera statt der höhnischen Grimasse ein Lächeln auf. Als Milagros etwas sagen wollte, erstickte ihre Mutter jeglichen Versuch einer Beschwerde in weiterem Rütteln und Schütteln. Die Gitarristen wollten nun auch ihr Spiel beenden, doch die Trianera bedeutete ihnen weiterzumusizieren. Einige Männer traten näher. Der junge Pedro García, durch das Auftreten seiner Großmutter kühner geworden, beschloss, die Frauen der Familie Vega noch mehr zu demütigen: Er umkreiste Milagros einfach weiter im Tanz, als wäre das Einschreiten ihrer Mutter nur ein belangloser Zwischenfall gewesen. Ana sah ihn näher kommen, ließ von ihrer Tochter ab, und sobald der junge Mann vor ihr stand, streckte sie den Arm aus und verpasste ihm mit dem Handrücken eine Ohrfeige. Pedro García stolperte. Milagros wollte etwas sagen, brachte jedoch kein Wort hervor. Jetzt verstummten die Gitarren. Die Trianera kam nach vorne gelaufen. Sofort waren Zigeunerinnen aus anderen Familien zur Stelle.

Doch bevor es zu einem Handgemenge zwischen den Frauen kam, gingen die Männer dazwischen.

»Hurentochter!«

»Hündin!«

»Miststück!«

»Hure!«

Die Frauen beschimpften sich lautstark gegenseitig, während sie versuchten, ihre Männer abzuschütteln, sie stießen und traten, um sich sofort wieder auf die anderen Frauen zu stürzen, Ana allen voran. Nun kamen noch mehr Männer hinzu, unter ihnen José Carmona, denen es schließlich gelang, die Situation zu beruhigen. José rüttelte seine Frau, so wie diese zuvor ihre Tochter gepackt hatte. Dann konnte er, auch dank der Unterstützung von zwei weiteren Verwandten, Ana ans Ende des Callejón schleifen.

»Du verdammte Sau!«, schrie Ana noch in der Gasse und drehte sich zur Trianera um.

Die Zigeunersiedlung bei den Gärten der Kartause war nur eine Ansammlung elender Hütten. Die meisten waren aus Lehm und Holz gebaut, manche waren auch bloß einfache Verschläge aus Schilfrohr und Planen. Ursprünglich waren es nur einige wenige Behausungen gewesen, die die Zigeuner entlang der Mauer errichtet hatten, die den Landbesitz der Kartäusermönche in Richtung Triana begrenzte, doch inzwischen hatte sich die Siedlung stark ausgebreitet. Melchor war bei den Bewohnern gut gelitten. Viele Leute auf der Straße grüßten ihn, als er vorbeiging. Andere lehnten sich neugierig aus den Türen ihrer fensterlosen Hütten. Der spärliche Schein der Kerzen, die die Behausungen notdürftig erhellten, sowie einige Feuer entlang der Straße kämpften gegen die Dunkelheit in der Siedlung an.

»Melchor, ich habe einen Esel, mit dem dich die Tabakwache niemals erwischt. Willst du ihn haben?«, rief ihm ein alter Zigeuner zu, der auf einem Stuhl vor seiner Hütte saß und auf eines der vielen Tiere zeigte, die am Straßenrand festgebunden waren.

Melchor würdigte den Esel keines Blickes.

»Dann müsste ich von ihm absteigen und ihn auf den Schultern tragen«, entgegnete er und stieß mit der Faust in die Luft.

Die beiden Männer lachten.

Caridad schlurft hinter Melchor her. Der Erdboden war so aufgeweicht, dass ihre nackten Füße fast darin versanken. Zeitweilig hatte sie das Gefühl, keine Kraft mehr zu haben, um in dem Morast voranzukommen. Das Fieber plagte sie, ihre Kehle brannte, und ihre Brust glühte. Ob der Mann schon um Wasser für sie gebeten hatte? Sie hatte ihn reden hören, aber sie hatte kein Wort der Unterhaltung über den Esel verstanden. Die Zigeuner hatten auf Caló gesprochen.

»Melchor!«, rief eine Frau, die gerade, beide Brüste entblößt, ein Kind stillte. »Eine schwarze Frau verfolgt dich! Jessas, sie ist pechschwarz! Nicht, dass mir noch die Milch sauer wird!«

»Sie hat Durst«, sagte der Zigeuner nur.

Einige Hütten weiter, wohin die Nachricht von seiner Ankunft schon vorausgeeilt war, erwarteten ihn mehrere Männer.

»Bruder«, grüßte Melchor einen jüngeren Mann, während sich die beiden an den Unterarmen berührten.

Ein halb nackter kleiner Junge war herbeigesaut und hatte Melchor den Stock mit dem waagrechten Griff entrissen, mit dem er nun vor den übrigen Jungen prahlte.

»Melchor!«, grüßte der jüngere Zigeuner und drückte Melchors Unterarm.

Caridad stand kurz vor einer Ohnmacht, sie bekam gerade noch mit, wie der Mann, dem sie gefolgt war, hier und da Männer und Frauen begrüßte und den Kindern, die sich ihm näherten, über den Schopf fuhr. Was war mit dem Wasser? Schließlich wurde eine Frau auf sie aufmerksam.

»Was ist mit dem Schwarzen da?«, wollte sie wissen.

»Sie will etwas trinken.«

In dem Moment gaben Caridads Knie nach, und sie sackte zusammen. Daraufhin drehten sich die Umstehenden zu ihr um und beobachteten, wie sie im Schlamm kniete.

Die Frau, die sich nach Caridad erkundigt hatte, die alte María, schnaubte.

»Neffe, sie braucht wohl mehr als nur etwas zu trinken!«

»Mich hat sie bloß um Wasser gebeten.«

Caridad bemühte sich, die Zigeuner nicht aus den Augen zu verlie-

ren. Ihr Blick war verschwommen. Für sie blieb deren Gespräch unverständlich.

»Ich schaffe es nicht allein«, stellte die alte Frau fest. »Mädchen!«, rief sie den jüngeren Frauen zu. »Kommt und helft mir! Wir müssen sie aufheben und ins Haus bringen!«

Sobald die Frauen Caridad umringten, war für die Männer das Problem erledigt.

»Ein Schluck Wein, Onkel?«, bot ein junger Mann Melchor an.

Melchor legte einen Arm um die Schulter des Zigeuners und drückte ihn.

»Als ich das letzte Mal deinen Wein getrunken habe ...«, begann er, während sie zur nächsten Hütte gingen, »meine Güte, der Essig und das Salz, mit dem sie uns auf der Galeere die Wunden versorgt haben, waren milder als dieses Gesöff!«

»Also, den Eseln schmeckt es.«

Aus vollem Halse lachend betraten sie die Hütte, wobei sie die Köpfe einziehen mussten, um durch die Türöffnung zu gelangen. Die Behausung bestand aus einem Raum, der für alles diente: als Schlafraum für die Familie des jungen Mannes, als Küche und Essraum; es gab kein Fenster und nur eine einfache Öffnung in der Decke als Rauchabzug. Die älteren Männer saßen auf Stühlen oder niedrigen Schemeln, während die jüngeren Männer, etwas mehr als ein Dutzend Zigeuner, bis zur Tür standen.

»Hältst du mich etwa für einen Esel?«, griff Melchor den Gesprächsfaden wieder auf, als sein Neffe mehrere Becher auf den Tisch stellte. Die Einladung war jedoch den älteren Männern vorbehalten.

»Onkel, Sie sehen aber auch nicht wie ein flinkes Ross aus! Neulich, auf dem Markt in Alcalá«, sprach der Zigeuner weiter, während er Wein einschenkte, »konnte ich den Grauschimmel verkaufen, den Sie bei Ihrem letzten Besuch hier gesehen haben. Können Sie sich noch an ihn erinnern? Das Pferd, das bis unter die Ohren krank war!« Melchor nickte und grinste. »Also, ich habe dem Tier eine ganze Flasche Wein verabreicht, und Sie können sich nicht vorstellen, wie das arme Pferd losgaloppiert ist – wie ein reinrassiges Fohlen!«

»Und du hast dann mindestens genauso schnell rennen müssen, um

schleunigst aus Alcalá herauszukommen, oder?«, schaltete sich Onkel Juan ein, der mit am Tisch saß.

»Wie eine Seele, die sich der Teufel unter den Nagel reißen will«, pflichtete der Neffe bei. »Aber mit gutem Lohn, den ich nicht mal dem Teufel aushändigen würde, da könnte er mich noch so sehr vor sich hertreiben!«

Melchor hob den Becher mit Wein, und sobald sich alle dem Prosten angeschlossen hatten, nahm er einen Schluck.

»Passt bloß auf!«, sagte eine Stimme in der Nähe der Tür. »Nicht dass jetzt auch noch Onkel Melchor wie ein junges Fohlen davon springt.«

Melchor lachte und bedeutete dem Neffen, ihm Wein nachzuschicken.

Nach mehreren Runden, vielen Scherzen und fröhlichen Kommentaren blieben nur noch die älteren Männer übrig: Melchor, sein Bruder Tomás, Onkel Juan, Onkel Basilio und Onkel Mateo, alles Männer der Familie Vega, alles Männer mit dunkelbrauner Haut, alles Männer mit Gesichtern, die von tiefen Falten zerfurcht waren und in denen die buschigen Augenbrauen über dem Nasenrücken zusammenwuchsen, alles Männer mit durchdringenden Blicken. Die jüngeren Männer plauderten unterdessen draußen weiter. Melchor knöpfte seine kurze blaue Jacke auf, unter der ein weißes Hemd sowie eine leuchtend rote, schillernde Leibbinde zum Vorschein kamen. Er wühlte in einer Innentasche und zauberte ein Dutzend mittelgroßer Zigarren hervor, die er auf den Tisch legte, neben den Weinkrug, den ihnen der Neffe noch hingestellt hatte.

»Echter Havannatabak«, verkündete er und lud die Anwesenden ein, sich zu bedienen.

»Danke!«, kam es aus einigen Mündern.

»Auf dich und deine Gesundheit!«, murmelte ein anderer.

In wenigen Minuten war die Hütte in einen aromatischen bläulichen Dunst gehüllt, der jeden anderen Geruch in der kleinen Behausung überdeckte.

»Ich habe einen guten Posten Schnupftabak«, berichtete Onkel Basilio, nachdem er eine Rauchwolke ausgestoßen hatte. »Aus der

Fabrik in Sevilla, also spanischer Tabak, ganz fein gemahlen. Hast du daran Interesse?«

»Basilio ...«, setzte Melchor mit müder Stimme an und dehnte dabei die einzelnen Silben.

»Die Qualität ist großartig!«, verteidigte sich der andere. »Du bekommst einen besseren Preis dafür als ich. Die Pfaffen werden ihn dir aus den Händen reißen. Bei uns drücken sie immer den Preis. Dir kann doch egal sein, woher er kommt, oder?«

Melchor lachte.

»Mir ist auch egal, woher er kommt, aber nicht, wie er hierherkommt. Das weißt du doch. Ich habe keine Lust, mit Tabak zu handeln, den jemand im Hintern versteckt hatte. Allein bei dem Gedanken stehen mir die Haare zu Berge!«

»Aber er ist doch gut verpackt in dem Schweinedarm«, brachte sein Bruder Tomás hervor.

Die anderen Männer pflichteten bei und nickten. Sie wussten, dass Melchor nachgeben würde. Das tat er immer, er verweigerte sich niemals dem Wunsch der Familienmitglieder, aber zuvor musste er erst einmal jammern, die Verhandlungen in die Länge ziehen, sich bitten lassen.

»Aber trotzdem! Sie haben den Tabak im Hintern gehabt! Irgendwann wird man euch noch erwischen ...«

»Es ist nach wie vor die einzige Möglichkeit, die Aufseher in der Fabrik zu überlisten«, unterbrach ihn Basilio. »Am Ende des Arbeitstages wählen sie immer aufs Geratewohl mehrere Tabakarbeiter aus, die sich dann ausziehen müssen.«

»Und ihren Hintern kontrollieren sie nicht?«, lachte Melchor.

»Kannst du dir vorstellen, dass einer dieser Soldaten seinen Finger in den Hintern eines Zigeuners steckt, nur um herauszufinden, ob er Tabak stibitzt hat? Auf den Gedanken kommen sie nicht einmal!«

Melchor schüttelte den Kopf, aber seine gutmütige Miene zeigte den übrigen Anwesenden, dass der Handel abgeschlossen war.

»Eines Tages wird noch eines dieser Päckchen platzen und dann ...«

»Na, dann entdecken die Payos eben eine neue Methode, um Tabak zu schnupfen«, stellte Onkel Juan fest. »Mit dem Hintern!«

»Bestimmt schmeckt das vielen sogar noch besser als durch die Nase!«, verkündete Basilio.

Die Männer warfen sich belustigte Blicke zu, dann brachen sie in schallendes Gelächter aus.

Sie unterhielten sich noch bis tief in die Nacht. Der Neffe, seine Frau und ihre drei Kinder kamen wieder herein, als sich die Gesprächsrunden auf der Straße auflösten. Die Kinder legten sich zum Schlafen auf die Strohsäcke in einer Ecke der Hütte. Ihr Vater stellte fest, dass der Weinkrug geleert war, und wollte ihn wieder auffüllen.

»Deine Schwarze hat Wasser ge...«, berichtete die Frau.

»Das ist nicht meine Schwarze«, unterbrach Melchor sie.

»Gut, wem auch immer sie gehört, aber du hast sie schließlich hergebracht«, sprach sie weiter. »Die Tante hat ihr einen Trank aus gekochter Gerste und Eiweiß zubereitet, inzwischen geht ihr Fieber zurück.«

Dann legte sich das Paar zu den Kindern. Die Männer plauderten bei Wein und Zigarren weiter. Melchor wollte noch mehr Neuigkeiten aus der Familie erfahren, und die übrigen berichteten ausführlich: Julián, ein Wanderschmied, der mit einer Vega verheiratet war, war bei Antequera verhaftet worden, während er die Ackergeräte von Bauern reparierte.

»Er hatte keine Erlaubnis dabei!«, knurrte Onkel Juan.

Zigeuner durften ja nicht als Schmiede arbeiten, und sie durften auch nicht ihren Wohnort verlassen. Julián saß nun in Antequera im Gefängnis, und die Familie hatte schon einiges unternommen, damit er wieder freikam. »Braucht ihr Hilfe?«, bot Melchor an.

Nein. Sie benötigten keine Hilfe. Früher oder später würde man ihn sowieso freilassen. Die Kirche würde ihn schon verpflegen, und die Amtsmänner belästigte man besser nicht. Zudem hatten sie einen Adligen aus Antequera gebeten, sich für ihn einzusetzen, und dieser Mann hatte versprochen, sich um die Freilassung zu bemühen. Tomás lächelte, ebenso wie Melchor: Immer wieder gab es Adelige, die ihnen in der Not halfen. Sie hatten Spaß daran, sie zu protegieren. Aber warum? Des Öfteren hatten sie darüber gerätselt. Sie hatten das Gefühl, dass die Vertreter des Hochadels sich mit ihren Gunstbeweisen selbst ein wenig wie Zigeuner fühlten, so als wollten sie beweisen, dass sie nicht wie das

gemeine Volk waren. Und als wollten sie sich das Freiheitsbedürfnis der Menschen mit dem schwarzen Blut zu eigen machen. Als könnten sie so an einer Einstellung, einer Lebensweise teilhaben, die ihnen in ihrem eigenen Alltag mit seinen strengen Regeln verboten war. Dann und wann forderten sie eine Gegenleistung, indem sie Zigeuner baten, auf einem Fest in einem ihrer luxuriösen Paläste zu singen und zu tanzen, und dann luden sie ihre Freunde und ihresgleichen ein, um mit diesen verbotenen Beziehungen zu prahlen.

»Wir haben übrigens erfahren, dass die Santa Hermandad vor ungefähr einem Monat«, berichtete nun Onkel Mateo, »in der Nähe von Ronda die Tiere des Arrugado konfisziert hat.«

»Wer ist dieser Arrugado?«, fragte Melchor.

»Ein Mann, der immer mit eingezogenen Schultern herumläuft, der Sohn von Josefa, der Cousine von ...«

»Ja, ja, ich weiß schon«, unterbrach Melchor ihn.

»Sie haben ihm ein Pferd und zwei Esel abgenommen.«

»Und hat er sie wiederbekommen?«

»Die Esel nicht. Die haben die Wachen selbst behalten und verkauft. Das Pferd haben sie ebenfalls verkauft, aber Arrugado hat den Käufer verfolgt und es zwei Nächte später wiederbekommen. Sie haben erzählt, dass die Sache ganz einfach war: Der Payo, der das Pferd gekauft hatte, ließ es auf einer Koppel, band es aber nicht fest. Arrugado musste nur auf die Koppel gehen und es mitnehmen. Er hat dieses Pferd sehr geliebt.«

»Ist es denn so ein prächtiges Tier?«, wollte Melchor nach einem weiteren Schluck Wein wissen.

»Aber nein!«, erwiderte sein Bruder. »Es ist ein elendiger Klepper, der lahmt und sich völlig steif bewegt. Das Vieh kriegt die Beine einfach nicht hoch, eben genau wie Arrugado. Deshalb mag er es ja so gern.«

Dann erfuhr Melchor noch, dass einige Mitglieder der Familie vor sieben Tagen in einer Einsiedelei am Weg nach Osuna Zuflucht vor der Justiz gefunden hatten. Einige Payos aus Málaga hatten sie angezeigt, woraufhin der Statthalter von Málaga sie hatte verfolgen lassen.

»Wie üblich streiten jetzt alle«, berichtete Onkel Basilio. »Der Statt-

halter will sie für sich. Die Hermandad ist bei der Einsiedelei gewesen und fordert die Zigeuner für ihre eigene Gerichtsbarkeit. Der Pfarrer sagt, dass er davon nichts wissen will. Und der Vikar, den der Pfarrer gerufen hat, besteht darauf, dass die Justiz keine Zigeuner aus der Kirchenfreiheit reißen darf und dass sie sich an den Bischof wenden sollen.«

»Es ist doch immer das Gleiche«, sagte Melchor. »Und, werden sie sie herausholen?«

»Ist doch egal«, erwiderte Onkel Basilio. »Zurzeit warten sie einfach ab, dass die anderen keine Lust mehr auf die ewigen Streitereien haben. Und sobald sie aus der Einsiedelei raus sind, berufen sie sich auf die kalte Immunität, und man muss sie wieder freilassen. Gut, sie verlieren ihre Waffen und ihre Tiere, aber mehr nicht.«

Inzwischen war es schon früh am Morgen. Melchor gähnte. Der Neffe und seine Familie schliefen auf den Strohsäcken, und in der Zigeunersiedlung herrschte Stille.

»Sollen wir morgen weiterreden?«, schlug er vor.

Die anderen Männer nickten und standen auf. Melchor hingegen legte einfach das eine Bein auf den Tisch und lehnte sich dann so zurück, dass der Stuhl nur noch auf zwei Beinen stand und an der Wand abgestützt war. Bereits mit geschlossenen Augen bekam er noch mit, wie seine Verwandten die Hütte verließen.

»Kalte Immunität«, murmelte er lächelnd vor sich hin, ehe ihn der Schlaf überwältigte. Die Payos tappten doch immer wieder in die gleiche Falle, aber das war die einzige Möglichkeit, damit sein im ganzen Land verfolgtes und verachtetes Volk überleben konnte. Zuweilen kam es vor, dass ein Zigeuner, dem Kirchenasyl gewährt worden war, mit dem Richter eine Absprache traf: Er ließ sich mit Gewalt aus seiner Zuflucht holen. Dann galt für ihn die kalte Immunität, und er konnte auch für schwerere Vergehen nicht mehr bestraft werden. Er musste nur anführen, dass man ihn nicht zu der kirchlichen Zufluchtsstätte zurückgebracht hatte. »Kalte Immunität«, murmelte Melchor erneut und schlummerte schließlich ein.

Den folgenden Morgen verbrachte Melchor in der Zigeunersiedlung. Rauchend saß er auf einem Hocker auf der Straße, neben den Frauen, die

aus dem Schilfrohr, das sie am Flussufer sammelten, Körbe flochten. In sich gekehrt, beobachtete er die geschickten Hände, die den Körben Form gaben, die sie später auf Straßen und Märkten zu verkaufen suchten. Er lauschte den Unterhaltungen, ohne sich einzumischen. Die Zigeunerinnen kannten Melchor. Zuweilen verschwand eine Frau und tauchte kurz darauf mit einem Schluck Wein für den Onkel auf. Zu Mittag aß er bei seinem Bruder Tomás, wo es einen leicht gammeligen Hühncheneintopf gab, danach lehnte er wieder den Stuhl an die Wand der Hütte, um Siesta zu halten. Als er aufwachte, wollte er zurück zum Callejón de San Miguel.

»Danke für das Essen, Bruder.«

»Gern geschehen«, antwortete Tomás. »Und vergiss das hier nicht!«, sagte er noch und gab ihm das Päckchen, von dem sie am Vorabend gesprochen hatten: einen Schweinedarm voller Schnupftabak. »Onkel Basilio denkt, es wird ein gutes Geschäft!«

Melchor verzog vor Abscheu das Gesicht, als er das Päckchen an sich nahm, steckte es in eine Innentasche seiner Jacke und verließ die Hütte. Dann ging er gemächlich die Straße entlang, die an die Mauer der Klostergärten grenzte. Liebend gern hätte er auch in der Zigeunersiedlung gewohnt, bei seinen Leuten, aber seine Tochter und seine Enkelin, seine liebsten Angehörigen, lebten bei der Familie Carmona im Callejón, und er konnte nicht so weit weg von den Menschen leben, die Blut von seinem Blut waren.

»Neffe!« Der Ruf einer Frau unterbrach seine Gedanken. Melchor drehte sich zur alten María um, die in der Tür ihrer Behausung stand.

»Du hast deine schwarze Frau vergessen«, meinte sie.

»Sie gehört nicht mir.«

Seine Antwort fiel barsch aus, schließlich hatte er das mittlerweile oft genug gesagt.

»Aber meine ist sie auch nicht«, beschwerte sich die alte Frau. »Sie liegt auf meinem Strohsack, und ihre Beine sind zu lang dafür. Was soll ich mit ihr anfangen? Nimm sie mit! Du hast sie hergebracht, also nimmst du sie auch wieder mit!«

Ich soll sie mitnehmen?, überlegte Melchor. Was soll ich denn mit der Schwarzen anfangen?

»Nein ...«, setzte er an.

»Was heißt hier nein?«, unterbrach ihn María und stemmte die Arme in die Hüften. »Ich habe gesagt, dass sie mit dir geht, und so wird es gemacht. Hast du mich verstanden?«

Inzwischen drängten sich einige Zigeuner um die beiden Streitähne. Melchor betrachtete die alte Heilerin, diese kleine, dürre, runzelige Frau, die sich in ihrer bunten Schürze herausfordernd vor ihm aufgebaut hatte. Er ... Ja, alle Bewohner dort behandelten ihn mit Respekt, doch in diesem Augenblick hatte er keine geringere Person vor sich als die alte María. Und wenn so eine Zigeunerin die Arme in die Hüften stemmte und einen mit dem Blick durchbohrte ...

»Was soll ich denn mit ihr anfangen?«

»Wozu immer du Lust hast«, erwiderte sie siegessicher.

Einige Zigeunerinnen grinsten, ein Mann schnaubte, ein anderer legte den Kopf schief und zog eine Grimasse, und manch einer fluchte insgeheim.

»Sie konnte sich nicht mehr rühren«, brachte Melchor als Argument hervor und zeigte auf die schlammige Straße. »Dort drüben ist sie gestürzt ...«

»Aber jetzt kann sie wieder gehen. Sie ist eine starke Frau.«

María berichtete Melchor nun, dass die Schwarze Caridad hieß, und übergab ihm einen Weinschlauch mit dem Rest des Tranks aus Gerste und Eiweiß. Die Kranke sollte davon trinken, bis das Fieber völlig ausgestanden war.

»Gib ihn mir wieder zurück, wenn du das nächste Mal vorbeikommst«, bat sie. »Und kümmer dich gut um sie!«, rief ihnen die alte Frau noch nach.

Melchor drehte sich verwundert zu ihr um und bedachte sie mit einem fragenden Blick. Was ging sie das eigentlich an? Warum ...?

»Ihre Tränen sind genauso bitter wie unsere«, kam ihm die alte Frau zuvor, die seine Gedanken ahnte.

So präsentierte sich Melchor, der den Weinschlauch an seinem Stock über der Schulter trug, mit der sichtlich erholten Caridad im Schlepptau im Callejón de San Miguel.

»Und die da?«, fragte ihn unwirsch sein Schwiegersohn José, als er sie durch das Tor in den Innenhof kommen sah. Er hielt gerade den

Hammer in der Hand; über dem nackten, verschwitzten Oberkörper trug er eine Lederschürze.

Melchor richtete sich auf, während Caridad still hinter ihm stehen blieb.

Wie kam dieser missgünstige José Carmona darauf, dass er sich vor ihm zu rechtfertigen hatte? Melchor ließ sich einige Augenblicke auf die Herausforderung ein und schwieg.

»Sie kann gut singen«, sagte er schließlich bloß.

Die Schmiede der Familie Carmona lag im Erdgeschoss in einem der Gemeinschaftshöfe des Callejón de San Miguel. Das rechteckige Gebäude mit drei Stockwerken war um einen kleinen Patio mit Brunnen gebaut, dessen Wasser sowohl die Handwerker als auch die Familien nutzten, die in den oberen Geschossen wohnten. Doch oft war der Brunnen nur schwer zugänglich, da sowohl der Patio wie auch die angrenzenden Gänge als Lager für die Kohle und für die Eisenabfälle herhalten mussten, die die Zigeuner für ihre Arbeit sammelten: Unmengen verbogener und rostiger Eisenteile, die sich haufenweise im Patio stapelten. Denn anders als die Payos in Sevilla, die die Rohstoffe für ihre Schmieden in Vizcaya einkaufen mussten, unterlagen die Alteisenschmieden, also die der Zigeuner, keinerlei Auflagen, und die Qualität ihrer Erzeugnisse wurde auch nicht von Zunftaufsehern geprüft. Vom Brunnenhof führte ein schmaler Gang unter den Wohnungen im ersten Stock hindurch zu einem kleinen Patio mit einer Latrine und dem ehemaligen Waschplatz. Diesen Raum hatte Melchor Vega nach seiner Rückkehr von der Galeere zu seiner Wohnstatt gemacht.

»Du kannst hierbleiben«, sagte der Zigeuner zu Caridad und zeigte auf den Boden zwischen der Latrine und dem Zugang zu seinem Raum. »Du musst die Medizin trinken, bis du wieder gesund bist, dann kannst du gehen«, sagte er noch und gab ihr den Weinschlauch. »Das fehlte noch, dass die alte María denkt, ich hätte mich nicht um dich gekümmert!«

Melchor betrat seine Behausung und schloss die Tür hinter sich. Caridad indes setzte sich in dem kleinen Hof auf den Boden und lehnte

sich an die Wand. Sie ordnete sorgfältig ihr wenig Hab und Gut: das Bündel auf die rechte Seite, den Weinschlauch auf die linke Seite, und den Strohhut nahm sie in die Hände.

Der Schüttelfrost überfiel sie nicht mehr, und auch das Fieber war zurückgegangen. Nur schwach konnte sie sich an die ersten Augenblicke in der Hütte in der Zigeunersiedlung erinnern: Zuerst hatten sie ihr zwar Wasser zu trinken gegeben, aber sie erlaubten ihr nicht, ihren brennenden Durst vollständig zu löschen. Sie legten kalte Tücher auf ihre Stirn, und dann kniete die alte Heilerin neben dem Stroh-sack und nötigte sie, das dickflüssige Gebräu zu trinken. Hinter ihr überboten sich zwei Frauen laut mit Gebeten, in denen sie eine endlose Reihe von Jungfrauen und Heiligen anriefen, während sie zugleich Kreuze in die Luft schlugen.

»Die Heiligen könnt ihr den Payos überlassen!«, hatte María die Frauen zurechtgewiesen.

Dann war Caridad in einen unruhigen und wirren Tiefschlaf gefallen, der sie zu ihrer Arbeit auf der Tabakplantage zurückbrachte, zur Peitsche, zu den orgiastischen Feiern an den Festtagen, und ihr waren all die Gottheiten erschienen, denen sie ihre Gesänge und Bitten widmeten. Die Yoruba-Trommeln dröhnten mit einem hektischen Rhythmus in ihrem Kopf, so wie damals in der Baracke. Bei dem Hexensabbat, den sie in ihrem entsetzlichen Albtraum durchlebte, tanzte sie selbst in der Mitte der Baracke, sie sah die Sklaven wieder, die die Trommeln schlugen, ihr Lachen und ihre obszönen Gesten, sie sah die anderen Sklaven, die das Treiben mit Klanghölzern und Kürbissrasseln begleiteten und nur eine Handbreit von ihr entfernt frenetisch schrien, und alle erwarteten, dass ein Orisha, eine Gottheit, herabkäme und von Caridad Besitz ergreifen würde. Und Oshún tat dies schließlich auch, aber in dem Albtraum begleitete Oshún Caridad nicht bei einem freudigen und sinnlichen Tanz, so wie es der Göttin eigentlich entsprach, sondern sie tat Caridad Gewalt an und führte sie in eine Hölle, in der alle Götter des Universums gegeneinander kämpften.

Plötzlich war Caridad erwacht, erschrocken und über und über mit Schweiß bedeckt, um sich herum nur die Stille, die tief in der Nacht in der Zigeunersiedlung herrschte.

»Mädchen«, meinte schließlich die alte Heilerin, »ich weiß ja nicht, was du geträumt hast, aber allein die Vorstellung erschreckt mich.«

Da erst bemerkte Caridad, dass die Zigeunerin neben ihr saß und fest ihre Hand hielt. Die Berührung mit dieser rauen, faltigen Hand beruhigte sie. Es war schon lange her, dass jemand tröstend ihre Hand gehalten hatte ... Marcelo ... Doch da war sie selbst diejenige gewesen, die den Kleinen in den Schlaf gewiegt hatte. Nein. Das war es nicht. Vielleicht ... vielleicht bevor man sie damals in Afrika ihrer Mutter ent-rissen hatte? Caridad konnte sich kaum mehr an ihr Gesicht erinnern. Was für ein Mensch war ihre Mutter gewesen? Die alte Zigeunerin schien ihre Unruhe zu spüren und drückte wieder fest ihre Hand. Caridad ließ sich von der Wärme der alten Frau einlullen, von dem Trost, den ihr diese vermitteln wollte, doch sie versuchte weiterhin, sich an ihre Mutter zu erinnern. Was war wohl aus ihr und den Geschwistern geworden? Wie war das damals in dem freien Land ihrer Kindheit? Mit aller Kraft bemühte sie sich, in Gedanken die Gesichtszüge ihrer Mutter nachzuzeichnen ...

Doch es wollte ihr nicht gelingen.

Im Licht der Abenddämmerung, das in den engen Patio drang, betrachtete Caridad ihre Umgebung: Überall lag Dreck herum, und es stank nach Abfällen. Auf einmal spürte sie, dass noch jemand da war, und sie wurde nervös. Zwei Frauen, die die gesamte Breite des Ganges einnahmen, standen da und beobachteten sie neugierig.

»Nur weil sie gut singt?«, flüsterte Milagros überrascht ihrer Mutter zu, ohne den Blick von Caridad abzuwenden.

»Das hat dein Vater so zu mir gesagt«, antwortete Ana mit einer ebenso belustigten wie verständnislosen Grimasse, die sie sofort zu einer ernsten Miene verzog, als sie sich an Josés Geschrei erinnerte. »Sie singt gut, hat er gesagt! Das hat uns gerade noch gefehlt, eine Negerin hier bei uns!«, hatte ihr Mann gebrüllt, nachdem er seine Frau in die Werkstatt geschleift hatte. »Du streitest dich mit der Trianera, dann schlägst du ihren Enkel, und dein Vater schleppt uns noch eine Negerin an. Er hat sie im kleinen Hof untergebracht! Was soll das? Soll ich hier etwa noch ein Maul stopfen? Ich brauche hier nicht noch je-

manden, den ich durchfüttern muss! Ich will, dass diese verdammte Schwarze verschwindet!« Dann hatte Ana, wie immer, wenn sich ihr Mann voller Wut über seinen Schwiegervater ausließ, die Schimpftirade unterbrochen.

»Wenn mein Vater sagt, dass sie gut singen kann, dann stimmt das, verstehst du? Außerdem, mein Vater bezahlt selbst für sein Essen, und wenn er einer Frau, die gut singen kann, die Mahlzeiten bezahlen will, dann soll er das tun.«

»Was will Großvater von ihr?«, fragte Milagros leise.

»Ich habe keine Ahnung.«

Sie hörten zu flüstern auf, und, wie abgesprochen, konzentrierten sich beide auf Caridad, die den Blick gesenkt hielt und auf dem Boden sitzen blieb. Mutter und Tochter musterten das verwaschene, graue Flanellgewand der Schwarzen, den Strohhut, den sie in den Händen hielt, das Bündel sowie den Weinschlauch zu ihren Seiten.

»Wer bist du?«, wollte Ana wissen.

»Caridad«, antwortete sie mit gesenktem Kopf.

Zigeuner erwiderten immer den Blick ihres Gegenübers, völlig ungeachtet, wie bedeutend oder angesehen die Person war. Sie hielten dem Blick von Adelligen stand, selbst wenn deren engste Vertraute dies nicht wagten; sie vernahmen die Urteilsprüche der Richter immer aufrecht und stolz, und sie sprachen alle Personen mit absoluter Ungezwungenheit an. War nicht ein Zigeuner allein aufgrund der Tatsache, dass er als Zigeuner auf die Welt gekommen war, edler als der beste Payo?

Die beiden Frauen warteten eine geraume Weile, dass Caridad aufsahe. Was sollen wir machen?, bedeutete Milagros schließlich angesichts der hartnäckigen Schüchternheit dieser Frau ihrer Mutter mit einem ratlosen Blick.

Ana zuckte die Achseln.

Daraufhin schritt das Mädchen zur Tat. Caridad kam ihr wie ein hilfloses eingeschüchtertes Tier vor, doch schließlich und endlich hatte der Großvater sie hierhergebracht. Milagros ging auf sie zu, schob den Weinschlauch zur Seite, setzte sich neben sie, beugte sich vor und legte den Kopf schief, um das Gesicht der Frau besser sehen zu können.

Die Sekunden verstrichen langsam, bis Caridad endlich den Mut aufbrachte, sich ihr zuzuwenden.

»Caridad«, flüsterte Milagros sanft, »mein Großvater sagt, dass du sehr gut singen kannst.«

Ana lächelte, machte eine erleichterte Geste und ließ die beiden jungen Frauen allein.

Zunächst wagte Caridad nur einige flüchtige Blicke, während sie die harmlosen Fragen des Mädchens recht einsilbig beantwortete: »Was machst du in Triana? ... Was hat dich hierhergeführt? ... Woher kommst du?«

Plötzlich schien es, als hätte Caridad endlich einen Menschen gefunden, dem sie sich anvertrauen konnte, und je mehr sie daraufhin von ihrem Leben erzählte, desto stärker verspürte die junge Zigeunerin selbst den Schmerz, den Caridads Ausführungen verströmten.

»Schön?«, entgegnete Caridad traurig, als Milagros sie bat, von diesem Kuba zu berichten, von dem alle sagten, es sei so schön. »Für eine Sklavin gibt es nichts Schönes.«

»Aber ...«, wollte das Mädchen hartnäckig nachfragen, doch angesichts von Caridads Blick schwieg sie. »Hattest du dort eine Familie?«, versuchte sie das Thema zu wechseln.

»Marcelo.«

»Marcelo? Wer ist Marcelo? Hast du sonst keine Verwandten?«

»Nein. Nur Marcelo.«

»Wer ist das?«

»Mein Sohn.«

»Also ... Wenn du Kinder hast ... Hast du auch einen Mann?«

Caridad schüttelte kaum wahrnehmbar den Kopf, sie schien von der Naivität des Mädchens überwältigt. Wusste Milagros denn nicht, was Sklaverei bedeutete?

»Ich habe keinen Mann und auch keinen Ehemann«, erklärte sie müde. »Wir Sklaven haben gar nichts, Milagros. Man hat mich als kleines Mädchen von meiner Mutter getrennt, und dann hat man mich von meinen Kindern getrennt. Eines von ihnen hat mein Besitzer verkauft.«

»Was ist mit Marcelo?«, wagte Milagros nach einer Schweigepause

nachzufragen. »Wo ist er? Sie haben ihn dir doch nicht etwa weggenommen?«

»Er ist auf Kuba geblieben«, antwortete Caridad und dachte, dass Marcelo Kuba bestimmt schön fand. Sie lächelte und verlor sich in ihren Erinnerungen.

»Haben sie ihn dir weggenommen?«, fragte Milagros nach einer Weile noch einmal.

»Nein. Die Weißen konnten mit Marcelo nichts anfangen.«

Die junge Zigeunerin zögerte, sie wagte nicht, noch einmal nachzufassen.

»Vermisst du ihn?«, fragte sie stattdessen.

Da lief Caridad eine Träne über die Wange, ehe sie die Frage bejahen konnte. Milagros umarmte sie und spürte, wie Caridad weinte. Es war ein merkwürdiges Weinen: dumpf, ruhig, nach innen gewandt.

Am nächsten Tag stolperte Melchor fast über Caridad, als er sein Zimmer verließ.

»Zum Teufel!«, fluchte er. Die Schwarze! Er hatte sie völlig vergessen!

Vor dem Mann in der himmelblauen kurzen Jacke mit dem Silberaum senkte Caridad den Kopf.

Draußen wurde es hell, das Hämmern hatte noch nicht begonnen, doch durch den Gang konnte man bereits vom Brunnenhof das Treiben der Nachbarn vernehmen. Caridad hatte seit Langem nicht so tief geschlafen wie in der vergangenen Nacht, und das trotz der vielen Bewohner, die über sie hinwegsteigen mussten, um zur Latrine zu gelangen. Das Gespräch mit dem Zigeunermädchen hatte sie beruhigt: Milagros hatte ihr versprochen, ihr beim Überqueren der Brücke zu helfen.

»Wieso denn bezahlen?« Dann war Milagros in lautes Lachen ausgebrochen.

Caridad ging es nun also weitaus besser als noch am Vortag, und sie wagte es sogar, Melchor anzusehen. Angesichts seiner tiefdunklen Hautfarbe tat sie das recht unbefangen, so als hätte sie es mit einem anderen schwarzen Sklaven zu tun. Sie schätzte sein Alter auf etwa fünfzig Jahre, verglichen mit den älteren Sklaven, die sie auf Kuba kennengelernt hatte. Sie betrachtete sein knochiges Gesicht und entdeckte darin

die Spuren jahrelangen Leidens und etlicher Misshandlungen, wie bei den schwarzen Sklaven.

»Hast du den Trank von der alten María eingenommen?«, unterbrach der Zigeuner ihre Überlegungen. Er wunderte sich ein wenig über die farbige Decke sowie über den Strohsack, auf dem sie lagerte, doch es ging ihn nichts an, woher sie die Sachen hatte.

»Ja«, antwortete sie.

»Dann mach das weiter so«, meinte Melchor, ehe er ihr den Rücken kehrte und durch den schmalen Gang zum Tor des verschachtelten Gemeinschaftshofes ging.

Ist das alles?, fragte sich da Caridad. Sie sollte nicht für diese Leute arbeiten? Und keiner wollte sie besitzen? Dieser Mann, von Milagros mehrfach als Großvater bezeichnet, hatte gesagt, dass sie gut singen könne. Wie oft hatte sie in ihrem Leben bislang ein Lob vernommen? Ich kann gut singen, sagte sich Caridad insgeheim. »Niemand wird dich belästigen, wenn Großvater dich schützt«, hatte ihr das Mädchen außerdem versichert. Zudem stärkten sie die wärmenden Sonnenstrahlen, die in den kleinen Patio drangen. Sie hatte nun einen kleinen Strohsack sowie eine wunderschöne farbige Decke – Dinge, die Milagros ihr gegeben hatte –, und sie würde über die Brücke kommen! Caridad schloss die Augen und glitt in einen angenehmen Schlummer.

Zu dieser Tageszeit herrschte im Callejón de San Miguel noch Ruhe. Melchor ging die Gasse entlang, und als er beim Minimien-Kloster angekommen war, ertastete er vorsichtig, als hätte er nun den Schutz der Zigeuner verlassen und feindliches Gebiet betreten, das Päckchen in seiner Jackentasche. Der Schnupftabak, den ihm Onkel Basilio überlassen hatte, war tatsächlich bester Qualität. Nachdem er Caridad am Vortag im kleinen Patio gelassen hatte und allein in seinem Zimmer war, hatte Melchor das Pulver aus dem Schweinedarm geschüttet, nicht ohne ein angewidertes Gesicht zu ziehen. Er hatte eine Prise auf seinen rechten Handrücken gelegt und den Tabak kräftig eingeschnupft: Er war fein gemahlen. Ihm war Schnitttabak lieber, aber er konnte die Qualität eines guten Schnupftabaks durchaus ermessen. Vermutlich Tabak der Sorte »Monte de India« aus Amerika, der erst in der Tabak-

